Hermann von Gilm

Beiträge zu seinem Werden und Wirken

Mit einem Anhang
enthaltend
Gilms Novelle

Von
Adolf Wilhelm Ernst

Leipzig
Georg Heinrich Meyer
1898

Hermann von Gilm

Bisher erschienene Schriften des Verfassers:

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen, sowie einem Bildnis Leutholds nach Lenbach. **2. Auflage.** 163 Seiten und VIII. Preis 2,50 M.

Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit zehn Bildnissen. Inhalt: Körner — Chamisso — H. v. Kleist — Lessing — Goethe — Schiller — Uhland — Lenau — Reuter — Gerok. 320 Seiten Lexikon-Format. Preis 4 M. Eleg. gebunden 5 M.

Goethes Religion. Eine Studie. 64 Seiten. Preis 1 M.

Neue Beiträge **zu Heinrich Leutholds Dichterporträt.** Mit 49 Originalübersetzungen und litterarhistorischen Aufsätzen Leutholds. 126 Seiten und II. Preis 2 M.

Empor! Gedichte. Inhalt: Herz und Welt. — Zeit und Welt. — Epigramme. — 128 S. Preis 2 M. Eleg. gebd. 3 M.

Sämtlich im Verlage von

Conrad Kloß in Hamburg.

Hermann von Gilm

Beiträge zu seinem Werden und Wirken

Mit einem Anhang

enthaltend

Gilms Novelle

Von

Adolf Wilhelm Ernst

Leipzig
Georg Heinrich Meyer
1898

Widmung.

Du liebst den Sänger, dessen Lieben, Hassen
Ohn' Ende treu dir diese Blätter künden,
Reizvoll mit deiner Seele tiefsten Gründen,
Auf der die Schönheit niemals kann verblassen.

So mög' dein schönes Herz auch mich erfassen,
Ohn' es der Welt entweihend zu verkünden;
Rein laß und still in Treue uns verbünden,
Geheimnisvoll laß Herz und Herz sich fassen!

Ein Band laß sich um unsre Seelen weben,
Nach dem die müde Hand kann rettend greifen,
Falls Stürme unser beider Sein durchbeben.

Rauh mag die Welt die letzte Hoffnung schleifen
Einher am Boden — reich ist unser Leben,
Ist's treu im gegenseit'gen Blühn und Reifen.

Vorwort.

Die nachfolgende Arbeit über Gilm liefert Beiträge zu des Dichters Werden und Wirken, macht also nicht den Anspruch, ein Vollbild seines Lebens zu bieten. Der Verfasser — eingedenk des Wortes, daß, wer den Dichter verstehen will, ihn in seinem Lande und in seiner Zeit sehen muß — war bestrebt, unter möglichst allseitiger Wertung des Lebensmilieus Gilms den Tiroler Sänger als Menschen und Dichter in seiner Entwickelung zu zeigen, die Kräfte und Mächte bloßzulegen, die Gilms Leben bestimmten und ihn zu dem machten, was er war. Erweitert sich so das Dichterporträt stellenweise zu einem Gesamtbilde, wird die Einzelbewegung hier und da zu einer in die Breite gehenden Massenbewegung, so bleibt Gilm doch stets das verbindende Glied in der hier gebotenen Entwickelungskette von Ursache und Folge, gleichsam der lebendige Mittelpunkt der Darlegungen.

Dabei war dem Verfasser Wahrheit das höchste Gesetz. Wenn er dies besonders betonen zu müssen

glaubt, so geschieht es deshalb, weil Gilm infolge seiner politischen und religiösen Anschauungen es sich hat gefallen lassen müssen, von verschiedenen Seiten in tendenziöser Weise beansprucht, um nicht zu sagen: ausgeschlachtet zu werden, wozu so manches Widerspruchsvolle in seinem Sinnen und Handeln leider Veranlassung giebt. Der Verfasser ist dieser Art der Lebensbeschreibung nicht gefolgt, sondern bewegt sich stets auf dem Boden des Thatsächlichen. Wenn dabei auch die menschlichen und poetischen Schwächen Gilms geschildert werden, so geschieht dies wiederum nur auf Gebot der Wahrheit.

Diese Schrift ist ferner ein Quellenbuch zu dem Leben Gilms. Namentlich richtete der Verfasser sein Augenmerk auf manche Briefe des Dichters, die — soweit sie zugänglich und bedeutsam sind — aus den in der „Gilm-Bibliographie" genannten Schriften und Aufsätzen über den Tiroler Sänger hier gesammelt und an passender Stelle zur Charakterisierung und Belebung der jeweiligen Stoffwelt in die Schilderung eingeflochten sind.

Der einsichtsvolle Leser wird finden, daß der Verfasser als vornehmste Quelle für die Kenntnis Gilms dessen Gedichte betrachtet; auf sie stützt sich zur Hauptsache die ganze Darstellung. Absichtlich beschränkt sich diese Schrift nicht darauf, einzelne Gedichte Gilms nur dem Titel nach anzuführen, sondern bringt besonders charakteristische Poesieen —

soweit nötig — ganz zum Abdruck. Es stört die Lektüre eines Buches ganz erheblich, wenn der Leser auf Gedichte verwiesen wird, die in einem andern Werke enthalten sind, das er nicht gleich zur Hand hat, vielleicht überhaupt nicht besitzt. Außerdem bezieht sich der Verfasser fast immer auf eine bestimmte Gilm-Ausgabe (die von Reclam, worauf die den abgedruckten Gedichten beigefügten Zahlenangaben hinweisen), und es giebt deren vier. (Wo man im Text dieses Buches einem Gedicht ein A beigefügt findet, ist die Geroldsche Gilm-Ausgabe gemeint.)

Denjenigen Herren, die dem Verfasser bei seiner Arbeit ratend und helfend zur Seite standen, sei herzlichst Dank gesagt, in erster Linie Herrn Prof. Dr. Adolf Pichler, Ritter von Rautenkar, in Innsbruck, dem Schirmer und Förderer Gilms, wie der Litteratur Tirols.

Hamburg. **Adolf Wilhelm Ernst.**

Gilm-Bibliographie.

I. Schriften über Gilm.

(Diese Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie nennt die Schriften, die der Verfasser bei seiner Arbeit benutzt hat.)

Arnold v. d. Passer: Hermann v. Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind. 1889.

Adolf Pichler: Litteraturblatt I. 1877: Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte. Aus Alt-Österreich. Wien.

— Edda. II. 1878: Tirols Anteil an der deutschen National-Litteratur. III. Wien.

— Hermann v. Gilm. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 361. 1888.

— Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind 1892.

S. M. Prem: Hermann von Gilm. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und Dichtens. Archiv für n. Sprachen LXXX. 1887.

— Der Lyriker Hermann von Gilm. Ein Vortrag. 2. Aufl. Graz 1896. Selbstverlag.

— Johannes Senn. Neue Freie Presse Nr. 11131 und 11140. 1895. Wien.

Hermann Sander: Hermann von Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 1887.

Anton E. Schönbach: Hermann von Gilm. Deutsche Dichtung. VI. Band 7. Heft. 1889. Dresden.

A. v. Schullern: Gedächtnisrede auf Hermann v. Gilm. Innzeitung Nr. 88—94, 18.—25. April 1865. (Hat dem Verfasser nur bruchstückweise vorgelegen.)

Ludwig Steub: Sängerkrieg in Tirol. Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1882.

E. Winder: Hermann von Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Litteratur. (Nach einem im deutschen Sprachvereine in Innsbruck gehaltenen Vortrage.) Abdruck aus dem „Boten für Tirol und Vorarlberg". Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1889.

Theophil Zolling: Ein Tiroler Dichter. (Hermann von Gilm). Gegenwart. Band XXXIV. Nr. 47. 1888. Berlin.

— Ludwig Steubs ‚Sängerkrieg in Tirol'. Ebda. Band XXII. Nr. 36. 1882.

II. Ausgaben von Gilms Gedichten.

Wiener Ausgabe: Gedichte von Hermann von Gilm. 2 Bände. Carl Gerolds Sohn. 1864—1865. Die Ausgabe besorgte (anonym) Friedrich Hinghofer. Die Zusammenstellung des ersten Bandes geschah von Gilm. — Vergriffen.

Leipziger Ausgabe. (Ausgewählte Dichtungen v. H. v. G. Herausgegeben von Arnold v. d. Passer.) Leipzig. A. G. Liebeskind. 1884.

Volksausgabe von Nr. 2. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.

Reclamausgabe (Gedichte v. H. v. G. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Mit dem Bildnis und Facsimile des Dichters.) Leipzig. Philipp Reclam jun. 1895.

Ich bettle nicht um Nachsicht oder Schonung,
Nur meine Rede sollt ihr frei mir lassen,
Dann müßt ihr mich — mir immerhin Belohnung —
Von ganzem Herzen lieben oder hassen.

Gilm: Lieder eines Verschollenen.

I.

Sechs Marksteine ragen an dem Lebenswege Gilms auf, sechs Marksteine, deren Inschriften je eine Hauptstation in der irdischen Pilgerschaft des Dichters bezeichnen: Innsbruck, Schwaz im Unterinnthal, Bruneck im Pusterthal, Rovereto in Südtirol, Wien und Linz.

Über den äußeren Lebensgang Gilms können wir uns, da er keine verworrenen Linien zeigt, ziemlich kurz fassen, um desto eingehender in das Wesen und poetische Naturell des Tiroler Sängers einzudringen, seine Stellung innerhalb der deutsch-österreichischen Litteratur zu markieren und das, was seinem Liede bleibende Bedeutung verleiht, festzustellen.

Hermann Heinrich Rudolf Gilm, Ritter von Rosenegg*), kam am 1. November 1812**)

*) Gilms Urgroßvater empfing von Kaiser Karl VI. 1739 den Adel; Rosenegg: ein in Vorarlberg (Bürs) gelegener Burgstall. Angelika v. Hörmann („Neue Gedichte", Leipzig 1893, S. 167) hat diese Stoffwelt poetisch verwertet.

**) Nicht wie hier und da, z. B. auch in Meyers

morgens 4 Uhr in der Landeshauptstadt Tirols als zweites Kind des damaligen Stadtgerichtassessors Johann Nepomuk von Gilm zur Welt, (geb. am 9. Juli 1783 in Vaduz). Gilms Stammbaum weist auf das Allemannische zurück. Das Geschlecht derer von Gilm hatte seine Heimat in Bregenz gehabt; da der Vater bald nach der Geburt Hermanns auf schwäbischen Boden zurückverpflanzt wurde (er ward 1815 nach dem Marktflecken Dornbirn und zwei Jahre später nach Feldkirch ebenfalls in Vorarlberg versetzt), und der Knabe hier elf Jahre (bis September 1826) zubrachte, so durfte er wohl später an Steub („Sängerkrieg“ S. 63) schreiben, er sei in Vorarlberg erzogen und sei eine schwäbische Pflanze, die ein tirolischer Baum werden sollte. Sander (S. 19) rühmt als bestes Geschenk, das Gilm in der vorarlbergischen Gegend empfing, „eine gewisse allemannische Färbung seiner Sprache, besonders eine große Reinheit des Vokalismus, die er sich in Tirol nimmer hätte aneignen können.“ Demgegenüber ist jedoch zu bemerken, daß sich in Gilms Gedichten recht oft Reime finden, die auf eine große „Reinheit des Vokalismus“ sehr wenig Anspruch machen können.

Zeitlebens hat zwischen Vater und Sohn eine

Konversationslexikon IV. Aufl. zu lesen ist 1813; auch ist Gilm nicht zu Romkweil in Vorarlberg geb., wie K. v. Wurzbach in s. biographischen Lexikon (Nachträge XIV) und wie auch H. Kurz verzeichnet hat. Direktor H. Sander hat es berichtigt.

unausfüllbare Kluft bestanden. Johann Nepomuk Gilm war ein Beamter alten Stils: pflichtenstreng und ohne eigene Meinung, sobald seine Ansichten von denen seiner Behörde abzuweichen drohten, am Alten hängend und so ziemlich ohne Verständnis für die triebkräftigen Ideen einer hereinbrechenden Zeit, die in Hermann dagegen einen ihrer begeistertsten und begeisterndsten Jünger und einen streitbaren Charakter fand. Der Knabe hatte noch nicht das vierte Lebensjahr vollendet, als schon seine Mutter Luise, eine geborene Rederer aus Feldkirch, im blühenden Alter von 31 Jahren infolge eines Lungenübels dahinschied.*) War Hermann auch kaum imstande, den herben Verlust in seiner ganzen leidvollen Schwere zu empfinden, so blieb ihm die Frühverlorene doch treu in der Erinnerung, und durch manches seiner Gedichte weht der Schmerz um die im Blütenlenz des Lebens gestorbene Mutter als leise Wehmut. Wenn man aber behauptet, wie Prem in seinen „Beiträgen" (S. 244) es gethan, daß aus dem Mutterherzen für Gilm die erste Anregung, die immer die nachhaltigste ist, quoll, daß „sich aus dieser Art Dichterweihe Gilms Wesen als Frauenpoet ankündigt, sich sein weibliches Gemüt erklärt, das zarte Fühlen und sein Entsagungsschmerz", so heißt das, dem Atavismus zu große Rechte einräumen. Gewiß: Gilm war viel eher das seelische und leibliche Spiegelbild seiner Mutter

*) Geboren 8. Mai 1785, † 22. Okt. 1816.

als das seines Vaters. Aber man vergesse nicht, daß er vier Jahre zählte, als Luise von Gilm in die Erde gesenkt wurde. Gewiß gilt von Gilm das Pindar'sche Wort: „Werde, der du bist!" Wir werden aber sehen, daß und wie das spätere Leben ihn zu dem gemacht hat, was er war und wirkte, wenngleich die geistigen und seelischen Fühlfäden aus der Jugendzeit in das Mannesalter hineinreichten. Wie lebendig das Andenken der Mutter in Gilm selbst noch während seiner letzten Lebensjahre war, beweisen die Worte aus einem Brief an seine Frau der er das Bild der Gestorbenen übersandte: „Nun sieh hinein in dieses edle, reine Engelsangesicht, behalte es statt meiner, es ersetzt mich millionenmal! Häng' es über dein Bett, daß es über Tochter und Enkel wache und bete! Ich habe mich mit Thränen davon gerissen. Ich schenke es dir, das Beste, was ich habe." (Sander, S. 70.) Ebenso unmittelbar und frisch, wenn auch poetisch frei verklärt, leuchtet das Bild der Mutter in des Sohnes Dichtkunst. Namentlich sei auf den Cyklus „Theodolinde" (S. 59) hingewiesen, wo Gilm wehmütig ergriffen sagt:

„Komm' einen Augenblick mit mir, doch leise
Tritt auf! Siehst du das Sterbebett und bleich
Die junge Mutter drauf, nach Engelweise
Noch lächelnd, und die schwarze Locke weich
Und voll die dünne Wange überschattend,
Und einen Knaben küßt sie lang und warm,
Als gäb' sie ihm die Seele und ermattend
Fällt sie dem Gatten in den Arm.

Dies Auge, nun gebrochen und verdunkelt,
Hat einstens wie in lauer Sommernacht
Der Sirius, der brennende, gefunkelt;
Die Lippe, schmal und weiß, hat einst gelacht,
Geschwellt vom Kuß der Liebe, wie die Kirsche,
Wenn an der Sonn' sie reift, und die Gestalt
War federkräftig einmal gleich dem Hirsche
Im blätterreichen Buchenwald.

Dies Weib war meine Mutter, und der Knabe,
Den sie geküßt, bin ich; als in dem Born
Des süßen Auges schwamm die Wundergabe
Der Poesie — die Rose mit dem Dorn —
Mit schnellen Händen langt' ich nach dem Erbe,
Was blüht und glänzt und flimmert, freut das Kind;
Ich wußte nicht, wie schmerzenreich und herbe
Die Tage eines Dichters sind."

In demselben Cyklus heißt es in einem andern Gedicht:

„Du bist an meiner Wiege schon gesessen
Und sangst mir deinen Wahnsinn in das Ohr,
Du hast den Kelch mir bis zum Rand gemessen,
Als meine junge Mutter ich verlor.
Du hast der Kindheit Frieden mir getötet,
Für mich gab's keine Freude, keine Lust!
Für mich hat keine Rose sich gerötet,
Geöffnet keine Menschenbrust."

Johann Nepomuk Gilm heiratete 1818 eine Schweizerin: Freiin Anna von Sailern. Hermanns Schmerz um seine geliebte Tote ward dadurch verstärkt. Noch in den vierziger Jahren schrieb er an L. Steub: „Ich habe eine Stiefmutter. Meine ersten Lieder waren Thränen.

„Die Mutter holt ein Engel ab
Mir und der Schwester mein;
Wir setzten auf das frische Grab
Ein Rosenstöckchen ein.
Doch eines Tags, wir weinten laut,
Da war die Rose fort,
Und statt ihr stand ein Nesselkraut
Am lieben stillen Ort."
(Sander a. a. O. S. 12.)

Den 1823 in Feldkirch begonnenen Gymnasialkursus, wohin der Vater übersiedelte, setzte Gilm in seiner Geburtsstadt fort, als Johann Nepomuk 1826 daselbst zum Rat beim Stadt- und Landrecht ernannt wurde. Wenn Gilm auch, trotzdem er im Gymnasium einmal nicht aufrücken konnte, auf seine Weise redlich nach Vertiefung und Verbreiterung seines Wissens strebte, so wollte ihm jedoch sowohl auf dem Gymnasium (Feldkirch und Innsbruck) als auch auf der Tiroler alma mater (von 1832—1836) die ihm kredenzte professorale Gelahrtheit keineswegs munden: der Trank der Weisheit war schon zu abgestanden und schal. Von einer gewaltigen Beeinflussung der Lehrer ist bei Gilm deshalb keine Rede. Die Herren konnten und durften nicht über die beengenden Hürden des Konventionellen und Kirchlich-Beglaubigten hinwegkommen und fanden deshalb auch nicht den Weg zu dem Herzen ihrer Studenten. Nur einer machte eine rühmliche Ausnahme: Professor Wessely. Hier war Kraft und Feuer, Geistesgröße und Seelenhoheit, und an dieser Glut entzündete sich das heißfühlende Herz, ent-

flammte sich der sehnsüchtig nach Selbständigkeit und Raumweite lechzende Geist Gilms. Unter dem Einfluß von Wesselys lebendiger kraftvoller Persönlichkeit wagte Gilms Dichtertalent auch die ersten Flügelschläge zu einer Zeit, wo sein Poetenherz sich an Schillers Musenquell sättigte. Der Riese von Marbach mochte den Innsbrucker Studenten der Jurisprudenz umsomehr locken und reizen, als die Dramen Schillers in dem heiligen Land Tirol damals die Ehre genossen, auf dem Index zu stehen. Adolf Pichler giebt in seinen schätzenswerten Niederschriften „Zu meiner Zeit“ (S. 42 ff.) ein Bild des vormärzlichen Unterrichtswesens in Österreich, besonders in Innsbruck. Jeder Professor auf dem Gymnasium hatte alle Fächer vorzutragen. „So ging es durch sechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Dosis von Kenntnis erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geistige Entwickelung nicht verkrüppelten. Naturgeschichte benötigten unsere künftigen Priester und Beamten, für die der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher seitwärts liegen; die Kenntnis deutscher Sprache und Litteratur war ohnehin vom Staate Metternichs ausgeschlossen, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten . . . Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht thaten sie ihre Pflicht; Norbert Oberhäuser las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel, und so wurde ich schon

in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt...

Aber nicht überall war es mit dem Unterricht so leidlich bestellt.

An einem Mönchsgymnasium hielt ein Professor, der den Homer frischweg einen „Zochen" nannte, folgenden Vortrag: „Mei wißt's wohl: der Goethe ist halt a Fack g'wöst und was ist dös an der Iphigenie? Der Thoas hat sie halt heiraten wöll'n, sie hat 'n aber nit g'mögt und nachher hat er a Weil brummelt und hat sie endlich laffen lassen. Ist lei nix dahinter als a narret's G'röd."

Unser Katechet David Moriz war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in sein ungeheures Gedächtnis alle Werke stampfte, die bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Censor vorgelegt werden mußten... Ich denke mit Grauen an die langen Predigten, die er uns jeden Sonntag, ohne die Stimme nur einmal zu heben oder zu senken, vorsandelte; auch sie fanden ihre Bewunderer und wurden, weil er sie sorgfältig ausbosselte, als Muster der Beredsamkeit gepriesen. Der Vorstand dieser Anstalt, Alois Schnitzer, ein wohlmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt... Besondere Sorge machte ihm die Überwachung der Lektüre der Gymnasiasten; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort ... Ein bißchen

Mathematik wurde uns in der Schule vorgekäut. Der Professor wußte selbst nicht mehr, als er eben für die Schule brauchte. Ähnlich ging es mit den Naturwissenschaften ..."

Von dem Leben und Treiben auf der Universität zu Innsbruck sagt derselbe Gewährsmann (a. a. O. S 70 ff.): „Die Professoren, wenn sie auch das Bessere erkannten, durften weder rechts noch links vom gesetzlich vorgeschriebenen Buche abweichen ... Die Vorlesungen über Naturgeschichte waren so mittelmäßig, daß ich sie nur mit Unlust besuchte. Am Schlusse des Semesters genügte mir ein Tag, um mich völlig für die Prüfung vorzubereiten: daß ich stets eine gute Note erhielt, beweist, wie wenig gefordert wurde ... Die Herren Professoren waren nur dazu bestellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dressieren und erfüllten durchschnittlich diese hohe Mission pflichtgetreu ..." So fehlte den Lehrern auf der Universität durchgehends das, was Georg Herwegh in seiner 1839 geschriebenen Abhandlung über „die deutschen Professoren"*) die poetische Mitgift des Lebens nennt, die diese Professoren vergeudet und verloren hätten, weshalb der Pariser Spottvogel sie folgendermaßen bewitzelte:

„Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus:
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltalls aus."

*) Vergl. Gegenwart Nr. 40, 1896.

Schmerzlich war es unserm Dichter, als er am 12. November 1835 dem geliebten Professor Wessely, der nach Prag ging, im Namen der Schüler folgenden „Abschiedsgruß“*) widmen mußte.

Was soll der stumme Schmerz in dieser Stunde?
Vergönnet ihm ein freies schönes Wort!
Ich wag's, und nehm's von meiner Brüder Munde,
Aus meiner Brüder Herzen trag ich's fort;
Und sieh! es macht Begeisterung die Runde
Und macht zum hohen Heiligtum den Ort,
Dem teuren Lehrer, aus den schönen Tagen
Das schönste bietend — Lebewohl zu sagen.

Der Wissenschaft die erste Glut zu reichen,
Zieht mancher ein in ihre Wunderstadt,
Und schaut sich nimmer an dem schönen bleichen,
Doch ewig toten Marmorantlitz satt;
Da ringt's in ihm den Marmor zu erweichen,
Denn Leben will, was Leben in sich hat —
Allein woher den hohen Götterfunken,
Der nur in Auserwählter Herz gesunken?

Wenn dann ein Mann, dem es so schön gelungen,
Der alles, was so tot und leblos scheint,
Zur lieblichen Lebendigkeit gezwungen,
Wenn dieser Mann es nun auch herzlich meint,
Von Liebe zu der Wissenschaft durchdrungen,
Dem Schüler mehr als Lehrer ist — ein Freund;
Dann treibt in manchem kämpfenden Gemüte
Die Wissenschaft lebendig ihre Blüte.

---

*) Das Gedicht, mitgeteilt von Prem (cfr. Gilm-Bibliographie I. 7), steht in keiner Ausgabe von Gilms Gedichten. Es erschien zuerst im „Tiroler Boten“ v. 16. Nov. 1835.

Du hieltst den höchsten, wunderbarsten Segen,
Ein heilig Samenkorn, in deiner Hand;
Dein Streben war's, auf hundertfachen Wegen
Dem teuren, schönen, grünen Vaterland
Die liebsten Söhne an das Herz zu legen,
Ans Herz zu fesseln mit demant'nem Band —
Des Kaiserwortes felsenfeste Stützen:
„Das Recht und die Gerechtigkeit zu schützen!"

Wenn du auch gehst, dein Denkmal ist geblieben,
Das du in unser Vaterland gebaut,
In hundert Jünglingsherzen steht's geschrieben,
Und diese Schrift wird wieder Wort und Laut:
Die Wissenschaft mit frommem Sinn zu lieben,
Wie wir's entzückt so oft an dir geschaut;
Daß der Geschäfte Drang uns nicht Beschwerde,
Uns Geistesnahrung — uns Bedürfnis werde.

Wenn du auch gehst — aus der entlegnen Ferne
Ist uns dein Geist, ist uns dein Wirken nah;
Durch Weltenräume fliegt das Licht der Sterne,
Das Licht der Wahrheit ist noch schneller da; —
So spende liebend uns aus weiter Ferne
Die Weisheit, die dein forschend Auge sah,
Und von der Themis*) heiligen Altären
Wirst du auch uns entzücken und belehren.

Wohlan! nun mag die Abschiedsstunde tönen,
Die Freude hat den herben Schmerz verklärt.
O Vaterland! er hat in deinen Söhnen
Die wahre Liebe stets für dich genährt;
Er hat den Pfad des Wissens zu verschönen,
Den Jüngling die Begeisterung gelehrt,
Lohn' du es ihm! wir haben nichts, wir können
Mit Lieb' und Dank nur seinen Namen nennen.

---

*) Die vor kurzem von Professor Wessely begonnene juridische Zeitschrift in zwanglosen Heften.

Im Jahre 1836 konnte Gilm die Hochschule verlassen, wo er — nicht aus eigenem Antrieb, sondern der Familienüberlieferung folgend — Jura studiert hatte. Er verwertete sein erworbenes fachmännisches Wissen und Können zunächst beim Stadt- und Landgericht in Innsbruck als unbesoldeter Praktikant. (Erst 18 Jahre später hat er es zu einem einigermaßen erträglichen Einkommen gebracht.) Hier faßte der junge Dichter eine schnell aufglühende Liebe zu Josephine Kogler, die er gelegentlich in seinen Familienbriefen an seine Schwester Katharina (Caton) auch wohl mit dem Kosenamen Pepi nennt. Gilms Gefühl war heiß und ehrlich, Josephinens dagegen mehr zurückhaltend, wozu ihre nüchtern denkenden Verwandten nicht unwesentlich beitrugen. Was aber die Gefühlskälte des Mädchens dem Menschen Gilm versagte, kam doppelt und dreifach dem Poeten zu Gute. Auf den Schwingen der Poesie trug er seine Liebe in den Tempel der Unvergänglichkeit: der duftige Blütenstrauß der „Märzenveilchen“ (S. 118 ff.), sowie die empfindungstiefen Lieder aus der „Sommerfrische in Natters“*) (S. 77 ff.) sind dem Verhältnis zu Josephine entsprossen, das ungelöste Dissonanzen in Gilms Leben zurückließ. Im ganzen jedoch gleicht diese Liebe eher einer Herzensplänkelei, als einer volltönigen Leidenschaft, gerade so wie des Dichters flüchtige

*) Natter, ein Dorf im Innsbrucker Mittelgebirge, wo die Kogler'sche Familie einige Zeit im Sommer zu rasten pflegte.

Neigung zu Amalie Adam aus Innsbruck, der er sich näherte, als Josephine ihm verloren war.

Nachdem Gilm mittlerweile einige Sprossen auf der langen Stufenleiter des juristischen Staatsdienstes erklommen hatte, wurde er am 19. Oktober 1840 nach Schwaz, einem Marktflecken an einem romantischen Punkte im Unterinnthale, versetzt: freilich immer noch ohne feste Anstellung, wodurch seine pekuniäre Lage, die von Haus aus nichts weniger als glänzend war, nicht verbessert wurde. Und gerade hier in Schwaz, wo Gilm bald der maître de plaisir einer lebensfrohen Gesellschaft wurde, welche Thätigkeit ihm von seiten der Damenwelt den Namen „Zauberer" eintrug, wäre ihm ein gesicherter regelmäßiger Zuschuß besonders erwünscht gewesen, zumal er Zeit seines Lebens kein gewiegter Finanzminister in seinem eigenen Ressort gewesen ist, wie er es u. a. auch bei der Verwendung seines mütterlichen Vermögens, das er sich vom Vater erbat, bewies. Im Hause des Kreishauptmannes Anton von Gasteiger, wo sich das Leben der „gebildeten" Welt des Marktfleckens in schillernden Farbenspielen brach, konnte Gilm sein angeborenes Talent für gesellschaftliche Belebung und seinen Sinn für aristokratisch vornehme Lebensführung prächtig entfalten. Sehr bald war er, der „schlank gewachsene und geschmeidige Mann mit dem dunkel wallenden Haar, dem schmalen, ausdrucksvoll geprägten und braunen Gesicht und den feurig scharfen Augen" (E. Winder), der vielbegehrte Arrangeur von Re-

bouten, Sommerausflügen, Schlittenfahrten; und hatte Prinz Karneval die Nacht hindurch sein Narrenscepter mit ungetrübtem Frohsinn und unverminderter Frische geschwungen, so mußte diesem schellenbehangenen Mummenschanz des Lebens am nächsten Morgen ein solennes Katerfrühstück folgen, bei dem alle, nur nicht Gilm fehlen durfte. So trank der Dichter hier den schäumenden Becher der Lust und der Liebe. Im Hause seines Vorgesetzten lernte er dessen Nichte Theodolinde von Gasteiger kennen und lieben. Was das Schicksal ihm in Josephine vorenthalten hatte, glaubte er in diesem Mädchen gefunden zu haben. An Ludwig Steub (S. 63) schrieb Gilm 1845: „Haben Sie auf Ihren Wanderungen durch die Straßen Merans oder Bozens nie ein schönes, schlankes Mädchen getroffen, dem der Name Dichterbraut auf der Stirn geschrieben steht? Theodolinde v. Gasteiger heißt sie. Dieses Mädchen hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Ich liebe sie noch, obgleich wir uns fremd sind, und ich seither manche ‚Liebschaften' gehabt habe. In allen meinen Liedern geht sie um. Betrachten Sie sie einmal, und wenn Sie mit ihr sprechen — sie ist, glaube ich, in Bozen, so denken Sie, daß die tirolische Poesie ohne dieses Mädchen eine Lücke hätte." Diese letzte Behauptung Gilms ist allerdings eher eine dichterische Übertreibung, als eine richtige Wertung seines Lebensmilieus. Dem hochfliegenden Liebestraum sollte ein schmerzvolles Erwachen folgen. Die zwanzigjährige blonde Theodolinde schien Gilms

Neigung zu erwidern, obschon ihr Gefühl für ihn bei ihrem nüchternen Wesen nicht den Wellenschlag der Leidenschaft zeigte. Zwar weinte sie um Gilms willen Thränen, die ihm zum „Weihbrunnen" wurden; aber charakteristisch für dieses Mädchen scheint mir das Motto zu Gilms Gedicht „Leidenschaft" (S. 64): „Liebe läßt sich nicht verbieten, aber Leidenschaften lassen sich bezähmen, und der Mann kann manche Heldenthat üben", welche Äußerung ich auf Theodolinde als Urheberin zurückführen zu müssen glaube. Gilms Neigung für das schöne Mädchen, das er in dem Gedicht „Ein Sterbebett" (S. 60) „des Himmels schönste Dichtung" nennt, war tief und echt, und mit vorausschauendem Geiste schmiedete er Heiratspläne, die sich aber nicht zu blühendem Leben gestalten sollten. In einem Gedicht aus dem Cyklus „Theodolinde" singt er wehmütig:

„O, sie war schön! Die glatten Haare flossen
Wie flüssig' Gold die volle Wang' hinab,
Und ihrer Augen Lust! von mir genossen
Bei jedem Kuß, den ihre Lippe gab;
Nicht wahr, wir aßen von demselben Brote,
Sie trank aus meinem Mund, ihr saht's gewiß?
Und nun läßt sie allein mich mit dem Tode.

So war mein Wunsch: Das Haupt auf ihrem Schoße
Laßt sterben mich; ihr wißt wohl, es zerfällt
In weicher Hand selbst lieber eine Rose
Als draußen in der teilnahmlosen Welt;
Und ihre Hand, die zarte, wär' gelegen
Auf meinem Herzen, bis es ausgeklopft,
Und auf die kalte Stirne wär' der Segen
Von ihrer Thräne mir getropft." (S. 67.)

Die Liebe zu Theodolinde endete in Schmerz, wobei die Schuld bei dem hitzigen, ungestüm vorwärts eilenden Wesen Gilms hier und dem kühl erwägenden Sinn des Mädchens dort, das von seinen Verwandten, namentlich von einer Tante, in seiner Scheu unterstützt wurde, auf beiden Seiten liegt. Eine andere Hauptursache ist in der schon erwähnten prekären äußeren Lage Gilms zu erkennen, dessen Zukunft ziemlich farblos vor ihm lag. Singt er doch selbst in den „Liedern eines Verschollenen“:

„Doch nichts von dem! Man wog mich ab nach Pfunden,
Und leicht wie Rosenblätter sind Gedichte —
Und alle Thränen, all' der Liebe Stunden,
Sie drückten mich herab zu dem Gewichte.“
(„Wertschätzung“ S. 49.)

So ward ihm dieses Verhältnis, das die ganze Glut seines leidenschaftlichen Temperamentes entfacht hatte, zu einer Herzenstragödie derart, daß er sogar mit Selbstmordgedanken umging, wobei allerdings seine allzubewegliche Phantasie die Hauptrolle spielte.*) Gilm war stets eine liebesuchende Natur, er fing leicht Feuer und schwelgte so ziemlich immer in Liebesglut, wie es denn auch feststeht, daß er während seiner Neigung zu Theolinde einer hübschen

*) Theodolinde, am 25. Nov. 1821 zu Meran geboren, verheiratete sich später mit dem bedeutend älteren, am 11. Sept. 1887 zu Innsbruck im Alter von 92 Jahren gestorbenen Josef Benedict von Hebenstreit. Theodolinde starb bereits am 26. Febr. 1858 zu Brixen an den Folgen der ersten Entbindung — nach langem Leiden!, wie der Denkstein auf ihrem Grab sagt.

Zofe und gleichzeitig einer schönen Frau sein Herz entgegenbrachte. Das bezeugt Pichler (Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 361, 1888), das bestätigt Steub (S. 51): „Hermann schwebte übrigens in unaufhörlichen Liebesflammen, aber Unheil hat er, solange er im Lande war, schwerlich angerichtet. Die schönen Tirolerinnen, die er als Konzeptspraktikant in Schwaz, Innsbruck, Bruneck, Rovereto so feurig verehrte, wollten ihn viel lieber unglücklich als glücklich sehen. Sie ließen sich gerne besingen, sie nahmen seine poetischen Huldigungen freundlich auf, gaben aber so wenig dagegen, daß nicht auf eine dieser Gefeierten der leiseste Verdacht gefallen ist. (Seine vielen und rührenden Seufzer über nicht erhörte Liebeswerbungen sprechen rühmlichst für die harten Herzen seiner jungen Landsmänninen.) Es war gut, daß es so gehalten wurde; denn er wechselte seine Idole gar zu oft, so daß ihm kaum zu folgen war. Dabei hatte er nie ein Geheimnis, vielmehr war der Zustand seines Herzens und dessen jeweilige Gebieterin in Bruneck immer stadtbekannt. War ich doch selbst kaum ein paar Stunden dort und in seiner Gesellschaft gewesen, als ich in dieser Beziehung schon viel mehr wußte, als ich mir merken konnte." Das Herzliche und Schmerzliche der Liebe zu Theodolinde gab Gilms Gedichten aus dieser Periode ihren Charakter: Leidenschaft im Lieben und Hassen ist der Grundaccord fast aller Weisen, zu denen Theodolinde die Harfe des Sängers gestimmt. Liebe, sinnentrunkene, seelenentströmende Liebe, wenn er dem

begehrten Mädchen die Rosen seiner Lieder auf den Weg streut, Haß, fessellos aus den Tiefen seines Herzens hervorquillender Haß, wenn er sich an die Widersacher wendet, an die „dunklen Mächte“ im Lande, die er für die Zerstörer seines Lebensglückes hielt. Zu diesen rechnete er, wie später näher dargethan wird, die Überfrommen, besonders die Jesuiten.

Durch ein Dekret vom 10. Dezember 1842 ward Gilm an das Kreisamt zu Bruneck versetzt. In den ersten Tagen des Jahres 1843 siedelte er nach dieser neuerdings beliebt gewordenen freundlichen Sommerfrische im Pusterthal über. Während das Leben der Honoratioren in Schwaz mehr von einer keck übersprudelnden Faschingslaune beeinflußt war, fand der Ankömmling in Bruneck neben geselligen Vereinigungen, in denen man in harmloser Weise dem Freudengott des Lebens Huldigungen und Opferfeste darbrachte, reges litterarisches Leben. Die Musen genossen hier reiche Gastfreundschaft. In den Räumen des „Kasinos“ traf sich so ziemlich alles, was auf Bildung und Kunstsinn Anspruch machte. Die eigentliche Triebfeder, der lebendige Mittelpunkt dieser Veranstaltungen war Gilms Vorgesetzter, der Gubernialrat und Kreishauptmann Joseph Kern, Ritter von Kernburg, derselbe Mann, den unser Dichter in einem „Sonettenkranz“ (S. 162) ein Denkmal der Verehrung gesetzt hat. Er zeichnet darin in wohlthuend schlichter Weise das segensvolle Walten des Mannes, seine Fürsorge, dem Lande neue Verkehrswege, die Hauptadern des Handels,

zu erschließen, sein Herz für Witwen und Waisen, und rühmt an ihm, daß die That der Diamant in der Lebenskrone dieses Mannes (S. 164) war. Die warme Freundschaft, mit der Kern seinem Untergebenen entgegenkam, that dem Dichter nach den elektrischen Gefühlsentladungen der Schwazer Zeit nicht minder wohl, wie die Aufmunterung und Förderung, die seine künstlerische Begabung ebenfalls durch Kern davontrug, der gewissermaßen sein poetischer Beichtvater ward. Und wenn der Kreishauptmann auch leider schon fünf Wochen nach der Übersiedelung Gilms in das Pusterthaler Städtchen von Bruneck Abschied nehmen mußte — das geistige Band, das sich in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens um Gilm und ihn geschlungen, blieb ungelockert. Auch J. J. Staffler, dem Topographen Tirols, verdankte unser Dichter manche ernste Anregung. So bezeichnet der Aufenthalt des Sängers in Bruneck eine wohlthätig in seine Innenwelt eingreifende Förderung des Menschen und des Dichters Gilm; freilich sollte sich auch hier eine schmerzvolle Liebesleidenschaft entzünden.

Gilm war erst eine kurze Spanne Zeit in Bruneck, als er auch hier bald eine Führerrolle in dem geistigen Leben des Städchens besaß. Seine Mitwirkung an der Liebhaberbühne als Direktor, Regisseur und Schauspieler gewährte den Zuhörern manche Stunde tieferen Kunstgenusses, wie seine deklamatorischen und rezitatorischen Leistungen, die sich sowohl auf seine eigenen, als auch auf fremde

Poesieen erstreckten, nicht minder zur Entfaltung eines regen litterarischen Interesses und schöngeistigen Lebens beitrugen. Gilm rezitierte gern und häufig. Steub (S. 52) sagt über diese Thätigkeit Gilms: „Für den Abend war Tanzunterhaltung im Kasino angesagt, und diese sollte ein poetischer Vortrag einleiten. Der lange Hermann trat auf, in schwarzem Frack und schwarzen Hosen, schwarzer Weste und schwarzen Haaren, mit langem, schmalem, bleichem Gesichte — nahezu eine dämonische Erscheinung. Er deklamierte sehr gut, energisch, fast mit Leidenschaft.“ An anderer Stelle (S. 48) schildert er Gilm so: „Eine hohe, schlanke Gestalt mit langem, schmalem Gesicht, langen dunklen Haaren und lodernden Augen, dem Aussehen nach viel mehr Italiener als Germane. — Im Umgange zeigte er sich etwas fahrerisch und unelegant,*) aber bescheiden und zutraulich.“ Zahlreiche Gelegenheitsgedichte, um die Gilm selten verlegen war, dienten zur Belebung der Feste. Seine Gedichtsammlung weist in dieser Hinsicht manche Nummern auf (z. B. S. 344, 355 ff.), die allerdings vielfach Augenblickspoesieen sind. Aber auch der eigentliche Künstler in Gilm, der Herzens- und Zeitlyriker, erfuhr in Bruneck entschiedene Frische und Förderung, die er nicht zum wenigsten Freunden und Gesinnungsgenossen verdankt, welche er hier traf. Es seien außer dem schon erwähnten Steub nur

---

*) Später legte Gilm großen Wert auf gewählte Kleidung.

Adolf Pichler, Friedrich Lentner und Joseph Streiter genannt, eine Trias, die in Gilms Werden und Wirken von großer Bedeutung war. Der dreijährige Aufenthalt in Bruneck lieferte einen ergiebigen lyrischen Erntesegen, von dem man eine deutungsvolle Ahnung empfängt, wenn man erfährt, daß hierzu gehören: der oben genannte „Sonettenkranz an Ritter von Kernburg" (S. 162—168), die „Jesuitenlieder" (S. 70—76), die „Zeitsonette aus dem Pusterthal" (S. 153—161), eine Reihe Tiroler Schützenlieder, sowie — last not least — die „Sophienlieder" (S. 128—137) und die „Schartellieder"*) (S. 138—144), wenn man von den hier entstandenen Balladen, Naturbildern, kleineren Liedern, sowie von den Versuchen absieht, in denen Gilm sich, angeregt durch seine fruchtbare Thätigkeit an der Brunecker Dilettantenbühne, auf das Gebiet der dramatischen Poesie wagt. Freundlichen Rat bei seinen dramatischen Versuchen fand Gilm bei dem Gouverneur Klemens Brandis, einem als reaktionär verschrieenen wohlwollenden Mann, dessen Seele durchaus nicht so schwarz war, wie verschiedentlich behauptet worden ist. Brandis war es, der die von Adolf Pichler gegründete litterarische Vereinigung der „Nibelungen" vor den Maßregeln einer allzu landesherrlich besorgten Polizei schützte. Brandis war nach 1848 Oberhofmeister beim Altkaiser Ferdinand in Prag. Adolf Pichler sah ihn 1845 in Wien und schrieb:

---

*) Schartel: eine Sommerfrische bei Bruneck.

„Ich fand ihn auch jetzt wieder als einen vielseitig gebildeten, an das Wohl der Heimat aufrichtig denkenden Mann." Gilm hatte den Statthalter, als dieser 1842 Schwaz besuchte, mit einem Lobeshymnus (S. 389) begrüßt und trat nun, wo er dramatische Pläne schmiedete, mit ihm in brieflichen Verkehr. Denn Brandis war ein Geschichtsschreiber; ein Werk über Friedrich mit der leeren Tasche stammt von ihm. Wohlwollend antwortete Brandis dem Dichter, entwickelte ihm seine Ansicht über die Technik der historischen Tragödie und machte ihn auf geeignete Stoffe aus der Geschichte Tirols aufmerksam.*) „Verena", ein historisches Schauspiel, wie auch das bürgerliche Drama „Oswald", die Gilm reizten, dem Gipfel der Dichtkunst zuzustreben, zeigten ihm nur die Grenzen seines poetischen Talentes, das er denn auch in richtiger Erkenntnis und Würdigung später nicht wieder zu erweitern wagte.

Die „Sophien-" und „Schartellieder" sind Gilms Liebe zu Sophie Petter entkeimt, nachdem er sein leichtbeschwingbares Herz von Kathi Kirchberger, einer Brunecker Brauertochter, auf die sich das „Rosensonett an K. K. 1843" (S. 404) bezieht, flüchtig hatte fesseln lassen. Sophie, die jugendliche Liebhaberin der Brunecker Dilettantenbühne, ließ in ihm einen köstlichen Liebes- und Liederfrühling erblühen. Von allen weiblichen Wesen, die in Gilms Herzensleben tiefer und bedeutsamer eingegriffen

---

*) Vgl. Adolf Pichler: „Montagsrevue" (Wien 1883).

haben, muß Sophie in erster Linie genannt werden: sie liebte den Dichter um seiner selbst willen, mit ihrer Seele bester und reinster Kraft. In dem Gedichte „Der Engel“ (S. 136), das den Pulsschlag von Gilms ureigenstem Leben hat, wirft der Poet einen Rückblick auf sein bisheriges Lieben, wie er sich nach mancherlei Jugendtäuschungen der Welt in die Arme geworfen, wie sein liebebedürftiges Herz sich nach einem Wesen gesehnt hat, wo sein unruhiger Sinn rasten konnte von all dem wirren Treiben.

Und siehe! es kam das ersehnte Glück, bräutlich fromm, im Schmuck junger Myrten, im Duft herrlicher Orangenblüten und zog voll Herzensgüte und keuscher Scham den armen lebensbestaubten Wandersmann an seine blühende Brust. Aber es war eine Täuschung, eine Täuschung wie die Fata Morgana, die dem staubbedeckten, von Sonnenglut und Wegelast erschöpften Wüstenpilger nach der endlosen Tageswanderung ein trautes Heim in dem lockendsten Farbenglanze und mit fast greifbarer Deutlichkeit vorspiegelt, um mit einem Schlage in ödes Nichts zu zerfließen: als das vermeintliche Glück unserm Dichter das Lied mit vollen Zügen aus dem Herzen gesogen, ihm den berauschenden Zauber der Poesie von den jubelnden Lippen getrunken, ließ es ihn elend und betrogen am Wege des Lebens liegen, und wieder mußte er den Wanderstab ergreifen, um ärmer an Hoffnung, reicher an Schmerz seine Pilgerreise fortzusetzen:

„Elend, mit dem Fluch der Sünde,
Mit dem blutenden Gewissen,
Mit der Seele weltzerrissen
Und dem Traum von einem Kinde.“
(S. 137.)

Da gab ihm das Schicksal, was ihm fehlte, da trat er in den Bannkreis Sophiens:

„Knospen schwellen, Blumen keimen,
Frühlingslüfte wehen wieder,
Horch! Die Auferstehungslieder!
Singt nur zu und laßt mich träumen.“

Und er träumt von den süßen Tönen verrauschter Stunden:

„Ja, das klingt, wie einst ich's hörte,
Ja, das ist's, was einst ich schaute,
Was ich mir im Traume baute,
Bis das Leben es zerstörte.

Ja, du bist mein erstes Lieben,
Bist mein Engel schön und blühend;
Denn die Himmelsabkunft glühend
Ist dir in das Aug' geschrieben“

singt er in dem Schlußgedicht des Cyklus „Sophie“. Unermüdlich preist er das holde Mädchen mit den glänzenden, sinnenden Augen, die sein Herz entflammen und ihm das Blut rascher durch die Adern kreisen lassen:

„Wenn dir lag der Freude Strahl,
Rosen lockend, auf den Wangen,
Ist ein Lied noch jedesmal
Mir im Herzen aufgegangen.

Und ist eine Thräne dir
Demanthell im Aug' zerflossen,
Ist sogleich im Herzen mir
Wiederum ein Lied entsprossen",

heißt es in „Dein Kranz" (S. 133), und wie keusch und zart empfunden ist der gleichfalls an Sophie gerichtete „Kinderglaube":

„Schlingt dein Arm sich um den meinen,
Drück' ich deine Hand so lind,
Dann, Geliebte, will mir's scheinen,
Ich sei wiederum ein Kind.

Und ich könne wieder beten,
Meiner stolzen Freiheit satt,
Könne keine Blume treten,
Weil sie eine Seele hat.

Und die Kette sei zerrissen,
Die an Raum und Zeit mich band,
Und dein Auge sei mein Wissen
Und dein Herz mein Vaterland." (S. 134)

Die beiden berühmtesten Poesieen in dem Blütenkranz der „Sophienlieder" sind das bekannte häufig in Musik gesetzte „Allerseelen"*) und „Die Georgine". Welch süßer Wehmutschmerz dringt dem Hörer bei dem ersten Gedicht in die Seele, namentlich wenn er es in der einschmeichelnden Komposition von Lassen oder in der nicht minder wohllautsatten von Musiol hört:

---

*) Nicht ohne Berechtigung ist dieses Gedicht als eine traurig-schöne Erinnerung an Theodolinde gedeutet worden.

„Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag' herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei;
Gieb mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Toten frei;
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai. (S. 132.)

Dieselbe träumerisch-weiche, dieselbe elegische Stimmung atmen auch die Strophen des zweitgenannten Liedes:

Die Georgine.*)

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu lang dir diese Nächte,
Die Tage nicht zu schnell dahin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!

*) Zuerst abgedruckt in Pichlers „Frühliedern aus Tirol" (1846, S. 26). — In der österreichischen Ausgabe der Monatsschrift „Über Land und Meer" 1888, II. S. 69 hat ein gewisser Karl Loß „Die Georgine" als sein eigenes poetisches Produkt ausgegeben und nach dem Text der „Frühlieder" abdrucken lassen. Prem, Beiträge S. 248.

Wenn ich mit Maitau dich benetzte,
Begösse dich mit Juni-Licht!
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Du spät gebornes Kind der Sonne,
Ich reich' dir brüderlich die Hand,
Ich hab' des Lebens Frühlings-Wonne
Wie du den Maitag nie gekannt.

Und spät, wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz." (S. 134.)

Ja, dasselbe Entzücken und derselbe Schmerz! Auch dieser knospenfrohe Blütentraum konnte nicht reifen. Auch hier raubte die rauhe Prosa des Daseins der Liebe und Poesie der beiden Menschen den Lebensgrund. Denn was wollte das Ende 1843 Gilm zuerkannte Adjutum von 300 Gulden besagen! Schmachtete er doch immer noch in seinem „Praktikantentum", das „ewig" zu werden drohte! Dazu kamen von klerikaler Seite boshafte Denunziationen in der „Augsburger Postzeitung". In Gilms Liedern hatte die politische Ader vibriert, und da Österreich damals für Seelen, die menschlich dachten und handelten, nicht gerade ein politischer Musterstaat war, so war es natürlich, daß Gilms Harfe der Regierung und dem Landtag keine Lobesdithyramben sang. Wird das aber schon bei einem gewöhnlichen Staatsbürger von gewisser Seite nicht gerade als eine Empfehlung betrachtet, wie viel

weniger bei einem Mann, der auf den Sold dieser Regierung wartet! So türmten sich schwere Wetterwolken an Gilms Lebenshorizont auf, seine Seele umnachtete sich mit Trübsinn und bangen Sorgen. Blutenden Herzens mußte er dem geistes- und seelenvollen Mädchen entsagen und seine Liebe einsargen.*)

Als er im Herbst 1845 nach Rovereto, einem kleinen tirolischen Städtchen unfern der Mündung des Leno in die Etsch, versetzt wurde, begleitete ihn das Bild der Geliebten dahin. Bis 1850 zog sich das Verhältnis hin, da ward es von beiden Seiten in friedlicher Weise gelöst, weil Gilm nicht die Hoffnung auf Verwirklichung seines Lebensplanes besaß. Von der Natur der herrlichen, von Reben durchdufteten, von Orangen durchblühten Gegend Roveretos sagt Gilms Sanges- und Leidensgenosse Heinrich Leuthold einmal: „O göttliches Land mit tiefblauem, griechischem Himmel. Ein Duft umströmt uns, als ob wir am honigreichen Hymettos lagerten ... Hier webt überall, überall Poesie, da müssen einem die Lieder anfliegen, wie die Herbstfäden! Göttlicher, göttlicher Himmel!**) Dieser poesiewebende Süden

---

*) Sophie, 1826 geb., heiratete später einen Herrn Vanoni und lebt jetzt als Witwe in Innsbruck.

**) Vgl. „Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen, sowie dem Bildnis Leutholds nach einem Gemälde von Lenbach. Von Adolf Wilhelm Ernst. II. Aufl. Hamburg 1893. Konrad Kloß." — Vgl. ferner: „Schildereien aus Tirol" von Ig. V. Zingerle II. 1. Kap. Innsbruck, Wagner, wo Ausführlicheres mitgeteilt ist.

zwang denn auch bald den stimmungsdüsteren Gilm in seinen Bann. Die wilde Brausezeit der karnevallustigen Schwazer und der vielfach feucht-fröhlichen Brunecker Periode war verrauscht, eine innere Wandlung vollzog sich in dem Dichter: gedämpfter ward seine Glut im Lieben und Hassen, der Poet lebte mehr, statt nach außen, in sich hinein. Sorge und Leid machen einsam, und Gilms äußeres Leben war in der That kein Blütenfeld. Sein gesellschaftlicher Verkehr bewegte sich in engumgrenzten Bahnen. Aber frei und ungehemmt ergoß sich der Strom seiner Poesie in den „Liedern von den italienischen Grenzen" (S. 169—192) und in den „Sonetten an eine Roveretanerin" (S. 215—247), die an eine Komtesse Festi, nach anderer Version an eine Gräfin Festi Verotoni gerichtet sind. Sander berichtet, daß Gilm gelegentlich an einem Tage sechs Gedichte verfaßte und in einem Zeitraum von zwei Monaten ungefähr so viele Lieder dichtete, daß auf jeden Tag eins kommt. Daß bei einer derartigen, geradezu unheimlichen Produktivität der innere Gehalt der Poesie leiden mußte, ist sonnenklar. Selbst der gottbegnadetste Künstler darf nicht zwei Monate hindurch Tag für Tag in die geheimnisvollen Urtiefen der menschlichen Seele, dieser ewig rätselvollsten Sphinx aller rätselvollen Sphinxe, tauchen und das Gold der Poesie heben wollen. Die Kunst rächt sich — das mußte auch Gilm fühlen. — Seine Beteiligung an dem Schützenwesen in Tirol, das durch das 1839 und 1845 diesem Lande gewährte

Waffenrecht neu erwachte, entsprach durchaus nicht seinen Ansichten, da gewisse Dunkelmänner ihre Hand dabei im Spiele hatten.

„Gilm begrüßte," schreibt Sander (S. 38), „die Wehrhaftmachung des Volkes aus vollem Herzen; sie schien ihm für den Schutz von Vaterland und Freiheit ersprießlich; das Schützenleben sollte aber nach seiner Meinung ein freudiger Ausdruck des Volksgeistes werden und über die Dumpfheit der Gegenwart hinausheben." In eindringlicher, von hoher Begeisterung getragener Weise pries Gilm in seinen Schützengesängen das freie Wort und das freie Lied; er nennt die Schützen Deutschlands Grenzsoldaten, seiner „Freiheit Gemsenwacht." Daß hierin eine Opposition gegen die leitenden Männer lodert, wird klar, wenn wir ferner bei Sander (S. 39) lesen, daß Graf Brandis in einer am 23. April 1846 an die Stände gehaltenen Rede sagte, die Wehrpflicht solle stets nur mit gottergebenem Sinn und aus Eifer „für unsern alten wahren Glauben" aufgefaßt werden. So fand eine Verquickung der Schützenfreuden mit der Kirche statt, und zwar jener kirchlichen Strömung, die 1838 Tirol mit den Jesuiten beglückt hatte mit jener Richtung, die Lentner in einem Schreiben (abgedruckt bei Sander S. 40) so charakterisiert: „Sie wissen nur zu gut, daß wir einzig und allein uns wehren und es nicht dulden, daß sie jede Lebensfreude erwürgen wollen, noch ehe sie an das Tageslicht kommt; — sie töten den heitern Gedanken und

heißen den frohen Atemzug einer Menschenbrust einen Pesthauch der Weltlust. Das soll nicht so bleiben! Wehe dem Volke, das verlernen soll, wie man sich freut auf dieser Welt! — Und hier, hier in dieser Natur!" Auf die Schützenlieder Gilms werden wir weiter unten zu sprechen kommen.

Interessant für den Aufenthalt unseres Sängers in der südtirolischen Provinzialstadt ist der folgende Brief vom 11. Januar 1847, den Gilm an seine Schwester Caton richtete (abgedruckt bei Passer S. 101):

„Liebe Schwester! Es ist 6 Uhr abends. Auf meinem Tische liegen sechzig Sonette, die gefeilt und abgeschrieben werden sollen, ein paar lackierte Halbstiefel, die lieblich nach Patchouly riechen und eine allerliebste Atlaskrawatte, weiß und rot. Es ist heute der erste Ball — und ich habe so gar keine Lust zu tanzen, noch zu arbeiten. Freilich bin ich sehr fremd geworden auf dem Tummelplatze meiner Jugend, aber Du erkennst mich doch noch, wenn ich jetzt zu Dir trete. Ich bin mir gleich geblieben, bin nicht schlechter geworden und nicht besser und wenn sie mich seit Jahresfrist erst zu einem Tiroler Dichter machten, so haben sie nur die Langsamkeit ihres Denkvermögens bewiesen. Ich bin meines Junggesellenlebens herzlich müde. Mein einsames Zimmer kommt mir oft wie ein Sarg vor und wenn meine unvergleichliche Benedetta ihr phosphoreszierendes Mondgesicht unter die Thür stellt,

so halte ich sie für den Engel des Auferstehungstages. Diese Benedetta ist mein Alles: Mutter, Geliebte, Beichtvater und Stiefelputzer. Ihr Embonpoint würde sogar den massiven Geschmack eines Türken entsetzen. Und häßlich ist sie. Das Schönste und das Häßlichste auf der Welt ist ein italienisches Weib. Aber in diesem Fettklumpen wohnt eine schöne Seele, und diese Frau hat mich lieb, so lieb! Ich war vor etwa vierzehn Tagen drei Tage unwohl. Sie wollte in meinem Zimmer wachen. Ich habe wegen der fürchterlichen Träume, die mir's hervorrufen könnte, es abgelehnt. Und sechsmal ist sie des Nachts, in diesen bitter kalten Nächten vor meine Thüre geschlichen und hat ihr dickes Ohr an das Schlüsselloch gehalten, um zu hören, ob ich nicht schwer atme. Oft kommt sie in der Früh und setzt sich unten auf das Bett, nachdem ich wohlweislich meine Füße bis an das Kinn heraufgezogen habe und erzählt mir einige Dutzend Stadtgeschichten. Dann sieht sie nach, ob der Bediente alles in Ordnung gebracht hat, legt die Vorhänge in die zweckmäßigsten Falten, zieht die Uhr auf, bis ich sie mit Hilfe aller Teufel zum Zimmer hinausjage. — Unsere zahlreiche deutsche Gesellschaft ist im Jahr 1847 auf die hl. Zahl drei geschwunden. So sitzen wir denn täglich unser drei von 9—11 Uhr nachts im Gasthause zum Hirschen. Außerordentliches, d. h. Bruneckerisches, geschieht gar nichts."

Einen für Gilms Wesen charakteristischen Zug berichtet Hofrat Eduard v. Lutterotti an Prem („Der Lyriker H. v. Gilm" S. 19), der erzählt: „In einer großen Gesellschaft, wo Gilm vortrug, erbot sich ein Graf Firmian, mit ihm um die Wette zu singen. Gilm trug mit großem Feuer eines seiner Lieder vor, ihm folgte Firmian mit einem Gedichte, das er dem Giovanni Prati entlehnt hatte, und fand mehr Beifall als Gilm, der darob tief betrübt war und seinem Freunde sagte: Du hast mir die Seele ausgebrochen."

Um die Mitte des Jahres 1847 ward Gilm der Farblosigkeit seines Aufenthaltes in dem tirolischen Städtchen durch ein Dekret, das ihn nach Wien versetzte, entzogen: er erhielt eine Hofkanzlei-Praktikantenstelle — fürwahr ein Lichtblick in die Dürre und Öde seiner bureaukratischen Laufbahn, die er nun schneller durchmessen zu können vermeinte. Wien, das „Capua der Geister", wie Grillparzer die schöne Donaustadt mit mehr Recht genannt hat, als Viktor Hugo, der Stimmführer der französischen Romantiker, voll echt nationaler Bescheidenheit Paris als „das Gehirn der Welt" pries, Wien, nach dem Gilm sich früher gesehnt, rechtfertigte an ihm die Worte, die sein verständiger Freund Lentner ihm einst geschrieben, als Gilm sich vergeblich um ein Amt in der österreichischen Residenz bewarb: „Er soll Gott danken, daß er im Lande bleibt, Wien nicht sieht." Zwar der Mensch in Gilm gewann, aber auf Kosten des Poeten. Gerade die bunte

Mannigfaltigkeit, in der sich ihm das genußfrohe Leben Wiens darbot, hatte etwas Verlockendes für das zum Glanzvollen und Eleganten hinneigende Wesen Gilms, der den Unterschied zwischen dem ruhigen, fast einsiedlerischen Leben in Rovereto, dem er sich ergeben hatte, und dem nervenprickelnden, frohsinnbeschwingten Treiben der Wiener doppelt lebhaft empfinden mußte. So ließ er sich anfangs willig, ja gern von den Wogen des genußverheißenden großstädtischen Lebens treiben und schreibt am 16. August 1847, in feuriger Empfindung zwar etwas übertreibend, seiner Schwester Caton, daß er in seinem Leben nie so glücklich, nie so seelenvergnügt gewesen sei, als in Wien. „Unter artigen Menschen zu sein, fröhlich sein Abend- und Morgenbrot einzunehmen, das sind Vergnügungen, die den Appetit nicht verderben. Die Menschen sind hier ganz anders, so heiter, so glücklich; man sieht nur lachende Augen und freundliche Blicke; an jeden Tisch kannst Du Dich setzen, mit jeder Dame sprechen und nach einigen Worten giebt sie dir den Arm und man führt sie spazieren. Ich habe noch gar kein trauriges Gesicht gesehen. Auch keinen schlechten Anzug. Auch die Eleganz, unter der man sich bewegt, thut wohl. Einzelnes zu beschreiben ist ganz unmöglich, z. B. Baden und das Helenenthal und Belvedere und Schönbrunn. Ach Gott! ich habe nur einen Kummer: daß nicht alle Leute, die ich lieb habe, und darunter bist auch Du — in Wien sind und daß ich wieder fort muß." (Abgedruckt bei Passer, S. 106.)

Inmitten dieser Fülle des Lichts und der Heiterkeit lebte die Seele Gilms gewissermaßen auf in altem Jugendglanz, in altem Schwung und freudegesättigter Spannung: „Wer das Leben liebt, wer ein freudiges und dankbares Kind des Gebers aller Freuden ist, der kann hier nicht verdrießlich werden. Es giebt keine Langeweile hier. Hier ist alles vereint, die Seele in fortwährender Aufregung zu erhalten. Die Muster des Schönsten und Edelsten in Kunst und Natur gemahnen uns fortwährend an das Unsterbliche im Menschen. Und dazu das Liebenswürdige, das Anmutige, das dem Diamanten erst seine Farben giebt, das Fröhliche und Heitere, das die Wiener für alles entschädigt, was die Polizei ihnen genommen hat" (Passer S. 107). Aber diese Medaille hat auch ihren Revers. Gilm war eben zu sehr ein Kind Tirols, und die Erinnerung an seine Heimat verließ ihn nicht. Dazu kamen noch Nachklänge aus seinem Herzensleben; der alte Schmerz um verlorene Liebe erwachte dann und wann in unverminderter Schärfe, wie man aus folgendem, von Prem zuerst mitgeteiltem Gedicht, das in den Gilm-Ausgaben nicht enthalten ist, ersehen kann. Diese Strophen sind ein Lebewohl an Dr. Gröber, k. k. Fiskaladjunkten in Innsbruck, Strophen, die unser Dichter am 19. Dezember 1847 zu Unter St. Veit sprach. Sie lauten:

„Ein Lied von Glück und Liebe soll ich singen,
Die Stimme preisen, die die Myrte krönt,
Und meine Saite, deren Zornesschwingen

Zur Kampf gerufen und den Feind gehöhnt,
Soll ich zu jenem süßen Kosen zwingen,
Wie es ins Ohr der Seligen nur tönt,
Erjagen ich das himmelweit Entfernte —
Die Sprache sprechen, die ich nie erlernte.

Der Heimatlose soll am fremden Herde
Vergessen, daß die Erde schon verteilt,
Und der Verlass'ne soll bei der Geberde,
Womit die Liebe lange Trennung heilt,
Vergessen, daß auf dieser weiten Erde
Kein Herz ihm schlägt, kein Kuß entgegeneilt,
Aus diesen nebeltrüben Wintertagen
Soll ich des Liederfrühlings Rosen schlagen.

Es giebt ein Glück, das Raum hat in der Schale,
Im schlanken Kelch, aus dem der Käfer trinkt,
Es giebt ein Glück, das Raum hat im Opale,
Der morgens früh an Tannennadeln blinkt,
Es giebt ein Glück, das gleich dem Sonnenstrahle,
Um schöner rückzukehren, nur versinkt,
Und gehen Jugend, Lieb und Lust zu Scheiter,
Die Kunst bleibt ewig jung und heiter.

Du hast das Glück dem Schicksal abgerungen,
Das lange all' dein Flehen von sich wies,
Du hast die schöne Himmlische bezwungen,
Die spröde deine Huldigung verstieß,
Mit jener Hoffnung, die dich stets durchdrungen,
Dich selbst im tiefsten Leide nicht verließ:
Auch mein Gestirn wird einst zu leuchten kommen!
Hast du's selbst mit dem Tode aufgenommen.

Nun lächelt es in einer Liebes-Thräne.
Löscht es die Fackel seines Zornes aus:
Was willst du, Herz, womit ich dich belehne?
Such' dir den duftendsten, den schönsten Strauß

Aus meines Frühlings reicher Kron-Domäne,
Ich baue dir ein luftig Blumenhaus,
Und aus der Erde reinsten Mädchen-Seelen
Will ich dir selbst die Gärtnerei erwählen.

Du sahst ein Mädchen — Mädchen? nein, verzeihe,
Es war der Ton, der dir im Ohre schlief,
Es war die Melodie, die dich ins freie
Gebiet der Kunst mit süßem Zwange rief —
Der Schauer, der in Stunden heil'ger Weihe
Wohllüstig oft die Seele überlief . . .
Es war Musik, im Äther hoch geboren
Und auf der Erd' zum Menschenleib gefroren.

Wer zweifelt noch, daß auch die Rosen singen,
Und doch hört niemand ihrer Düfte Chor,
So giebt es Seelen, die zusammenklingen,
Und niemand hört es als der Liebe Ohr,
Das Ideal, wonach wir alle ringen.
Ist nur ein Ton, den unsre Brust verlor,
Und jeder Schmerz, der auch die Menschheit quäle,
Nur die zerriss'ne Harmonie der Seele.

Ein himmlisch Leuchten strahlt an deinen Blicken,
Ein selig Lächeln schwebt um dein Gesicht . . .
Dein Herz ist groß, die Welt daran zu drücken,
Und deine Freunde alle — — warum nicht?
Wir teilen deine Wonne, dein Entzücken,
Nicht der Poet, ein Bund von Brüdern spricht,
Tirol, jedweder Berg, den du erklommen:
Willkommen du! Und deine Braut willkommen!

Ach! jene Fichten wirst du wieder sehen,
Und jene Wiesen voller Ehrenpreis
Und jene stolzen, violett'nen Höhen
Mit ihren Kronen aus meergrünem Eis,

Und jene Alpen, wo die Senner mähen,
Die Bergzeitlose und das Edelweiß,
Der Bäche Milch und auf der Dorfaltane
Den Nelkenstock und eine Schützenfahne.

Doch etwas sollst aus Österreich du tragen
Zu deiner Braut und in dein Vaterland:
Erinnerung von den vergang'nen Tagen
An deine Freunde hier am Donau-Strand,
Die tiefbewegt das Lebewohl dir sagen, —
Mehr sagt der Kuß und mehr der Druck der Hand,
Erinnerung an diese Abendstunden,
Wo wir wie du, was Freundschaft ist, empfunden.

An Steub (S. 66) schrieb Gilm folgenden Brief, der manches Schlaglicht auf das Wesen und Leben des Verfassers wirft:

„Wien, den 27. Dezember 1847.

Mein teurer unvergeßlicher Freund!

Es wäre eine interessante Geschichte, wie ich von den welschen Confinen, von den Myrten und Orangenblüten am Gardasee auf das Wienerpflaster kam, und ich würde sie Ihnen gerne erzählen, wenn ich sie nur wüßte. Die Herren in Innsbruck hatten mich nicht vorgeschlagen. Sie hatten mich garnicht genannt. Sie haben meine Namen vergessen. Als ich aber mit der unendlichen Würde eines Hofbeamten in Innsbruck erschien, da schwänzelte Hofrat M. trunken lächelnd auf mich zu — und küßte mich. Ach, der gute Mann hat den Dichter geküßt, und weil er weiß, wie der Sand österreichischer Bureautische den Quell des Liedes verschlemmt, so hat er mir seine Stimme nicht gegeben, damit

der Dichter nicht dem Beamten zum Opfer falle.

Ist es mir doch, als lägen wir zusammen in den Gastbetten zu Brixen und plauderten im Dunkeln. Denken Sie noch an jene Nacht?*) Ach, damals hatte ich noch wilde Rosenblätter in den Haaren und den harzigen Waldgeruch in den Kleidern und den Morgengesang der Amsel in der Kehle. Ich war ein König! Hier bin ich ein Proletarier der Straße. Lentner hat es mir voraus gesagt. Aber ich atme schon wieder Freiheitsluft, ich habe Hoffnung, viele Hoffnung, in ganz kurzer Zeit Gubernialkonzipist in Innsbruck zu werden. Und wenn Gott will, komme ich zu Lentners Hochzeit mit dem Staatsrock und dem Zierdegelein, mit denen mich der ‚freie Schwabe‘ so höhnisch kleidete. Ich habe mich lange herumgetragen mit ‚Liedern eines Verwiesenen.‘ Sie wollten aber nicht keimen. Ich habe einen natürlichen Instinkt, das Lächerliche zu vermeiden. Als ich von Rovereto fortging, hatte ich im Sinne, Meran zu besuchen. Ich sagte es dem Gubernialrat Kempter, der ein sehr freisinniger Mann ist. Er bat mich, es nicht zu thun.**) Ich versprach es ihm. Es war vielleicht nur Schwäche von mir — aber ich habe selbst am meisten dabei

*) „Wir waren im Herbste 1841 in Brixen zusammengekommen und im Elefanten über Nacht geblieben.“ (Steub.)

**) „Natürlich aus politischen Rücksichten, da Lentner geächtet war.“ (Steub.)

gelitten; denn ich liebe unsern Lentner warm und aufrichtig. Nun sitzt er wieder in Meran und wartet, bis sein Kastanienbaum blüht, und ist glücklicher als ich. Im Frühjahr hoffe ich, ihn zu sehen. Und Sie? Giebt es für Sie keinen vierten Sommer in Tirol?*) Wenn der Schnee schmilzt auf den Bergen und das braune Wasser durch die Wälder rieselt und die Sonne das frische Grün verklärt — lockt es Sie dann nicht zu uns? Möchten Sie nicht wieder den schmalen Pfad durch das rotblühende Heidefeld mit mir gehen, Reischach zu, in der reichen Scenerie von Berg und Wald, von Burgen und Dörfern? Ich erquicke mich oft an diesen Erinnerungen — sie gehen durch meine Träume und durch die üppigen Wiener Straßen und steigen wie eine neugeborene Welt aus dem Schlamm der Wiener Litteratur!

Wenn das Herz so krank, so vergiftet, so verfault ist, was soll denn aus den Gliedern werden? Es will mir auch nichts Rechtes gelingen hier. Seit dem verpönten Schützenlied: ‚Schützen singt, es ist befohlen‘ aus Rovereto bin ich ganz still geworden. Ich weiß nicht, liegt die Wiener Stickluft so schwer auf mir, oder hat das Grab, das sich über meinem Vater schloß, sein ewiges Schweigen mir mitgeteilt.*) Aber es wird schon wieder werden.

---

*) Hindeutung auf Steubs „Drei Sommer in Tirol.“

**) Gilms Vater starb am 16. August 1847.

Von Bruneck kam ich Mitte Dezember 1845 fort, kam nach Roveredo und blieb dort bis Pfingsten d. J. Am 1. Juli d. J. traf ich in Wien ein. Von Roveredo aus kam ich öfter nach Bruneck, der ‚Lieb‘ wegen und des Stadtls wegen und der lieben Berge Pusterthals. Übrigens war ich nicht ungern in Italien. Die Natur ist so süß, so lind, so beschwichtigend! Es liegt ein Ton, ein Hauch in den italienischen Nächten, der berauschend auf die Seele wirkt. Ich kannte diese weiche Stimmung früher nicht. Ich konnte mich in dieser neuen Empfindung gar nicht bewegen. Wenn ich ein Lied mache, versetze ich mich noch immer in einen Brunecker Wald.

Das ist die Geschichte meines Lebens, seit wir uns nicht mehr sahen. Meine Gesinnung ist unverändert geblieben, und meine Freundschaft und Verehrung für Sie hat sich vergrößert, durch Ihre drei Sommer in Tirol; den Dank für Ihre freundlichen Bemerkungen über mich wollte ich durch Lieder aussprechen. Aber es war damals eine ungünstige Zeit für mich. Ich mußte so bescheiden sein! Zwei kleine weiße Hände haben die Fäden meines Schicksals zwischen den Fingern. Sie können und werden mir nicht Vermutungen machen, wie sie Lentner mir machte. Habe ich doch mich selbst mehr zu fürchten, als das Hetzen meiner Freunde. Inneres und Äußeres ist in einen schrecklichen Zweiklang gerissen, und diese Disharmonie ist die Krankheit, an der ich

sterben werde. Es kann nicht anders sein. Könnte ich in München leben, unter den Ihrigen, ich wäre gerettet.

Wenn ich nicht so viel zu thun hätte — denn ein Hofkanzleipraktikant ist eine Schnellschreibmaschine — würde ich Ihnen einige neue Lieder senden. Aber ich möchte auch wieder einmal Ihr liebes Freundeswort hören. Also Wort um Wort! Sie schreiben mir, und sogleich sollen Sie Lieder erhalten. Wenn Sie das früher genannte Schützenlied noch nicht kennen, so melden Sie es mir; das müßte ich Ihnen vor allem schicken, weil ich glaube, daß es etwas Frisches ist, was man auch im lieben Bayern lesen kann. Sie sind so überschwenglich glücklich in Ihrem München, und es braucht gewiß das unverwüstlichste Phlegma des lieben Michels, um aus München kein deutsches Florenz zu machen. Höchstens, daß ein Hahn kräht in der Morgenstunde. Es ist gar nicht schön, so ohne alle Lust und Freude den Ultramontanismus, Censur und Jesuiten zu Grabe zu tragen, als wären es liebe, gute Bekannte. Aber das ist der Deutschen vermaledeite Gemütlichkeit, die noch für den Henker ein thränenfeuchtes Auge hat. Also ein Brief, mein lieber Freund! Denken Sie, daß ich auf diesen Brief hoffe! Sie haben mir schon viele ‚Unarten‘ verziehen, verzeihen Sie auch dieses verspätete Schreiben, mit dem neuesten und frischesten Ausdruck der Freundschaft und Liebe Ihres Bruders

Gilm.“

Wie weit Gilm an den Märzereignissen von

1848 beteiligt war, werden wir noch hören. Seine Berichte über diese Bewegung schäumen über von Geistesfreiheit. Der Rausch verflog allerdings schnell genug! Gilms heitere Lebensauffassung, die er auf dem Wiener Pflaster gewonnen, büßte dadurch an ihrer Genußfreudigkeit nichts ein, wie seine Schilderung aus dem Frühling 1850 beweist, worin Gilm seinem Bruder Ferdinand das Leben an einem Sonntag in der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau beschreibt:

Wien, 27. Mai 1850.

„Liebster Ferdinand!

Dideldumdei! ich bin auch dabei! Da sitzt ihr alle beisammen; H. in Hemdärmeln, die Grundentlastungsgedanken sind ihm von der Stirne gefallen, der Staatsbeamte schläft noch, und es ist alles so menschlich heiter an ihm. Die Gratulationen sind vorüber, aber das Lächeln nistet noch in allen Mundwinkeln und will sich heute gar nicht vertreiben lassen, selbst der schmetterlingstötende Hugo ist heute weich geworden und könnte keine farbige Philäne spießen, die ihren Schöpfer nur fünf Tage um Leben und Liebe bittet. Ich wünsche Dir zwei Dinge: einen schauerlichen Kriminalprozeß, der Dich weltberühmt macht und einen Buben. Alles übrige liegt in Deiner Hand, und um denn doch ein Sprüchlein zu sagen, rufe ich Dir die Worte des himmlischen Rousseau zu: Que la source du vrai bonheur est en nous et qu'il ne dépend pas des hommes de rendre vraiment misérable celui qui voulait être heureux! Ich bin nicht gewillt, diesen

Brief mit Geschäften, Politik oder à la Caton mit Religion auszufüllen. Ich will Euch die Geschichte des gestrigen Sonntages erzählen, die Euch nicht nur mitten in mein Leben zieht, sondern auch ein frisches Sommerbild aus Wien giebt.

Um $^1/_2$7 Uhr kamen die ersten Sonnenstrahlen durch die Blumen meiner Fenster geschlichen Ich stand auf und zog mich folgendermaßen an: Ein weißes Beinkleid, ein blau und weißes Gilet, gemacht à la Robespierre, eine Krawatte à la Jonville, ein schwarzer Quäker, ein weißer Hut, lackierte Stiefeletten und gelbe Handschuhe. Auf der Straße lag brennender Sonnenschein, die Fiakerplätze leer, die Stellwägen werden mit Sturm genommen, denn kein Wiener bleibt am Sonntag in der Stadt. Ich stieg die Mölker-Bastei hinan und hörte schon von weitem die liebliche Gervinuspolka aus dem Paradiesgarten. Dieser liebliche Platz, umkränzt von brennender Liebe, Pfingstnelken und roten und blauen Vergißmeinnicht war ganz überfüllt, nicht ein Strohsessel mehr zu bekommen. Die Sperlinge zwitscherten im hellen Kipfl-Überfluß, den die wohlthätigen Damen so reichlich spenden; hier tanzen reizende Kinder, schottische Sansculottes, die Polka im Sand, dort sitzt ein alter Herr in einem grünen Reitfrack und betrachtet mit einem schwarzen, halbellenlangen Operngucker ein Paar Dämchen, die einen Becher „Granit" schlürfen und mit der Lorgnette rechts und mit dem silbernen Löffel links telegraphieren, das-

neueste und reichste der Wiener Toilette ist hier ausgestellt, und mancher Hut muß morgen wieder zurückgegeben werden, weil ihn die Modehändlerin hier nur als Lockvogel auf dem Kopf ihrer ersten Arbeiterin ausgestellt hat. Denkt Euch alle diese Menschen unter blühenden Kastanien und Akazien hoch auf der Bastei und ringsum das unvergeßliche Wien, das wagenrasselnde, und Ihr könnt Euch vielleicht ein schwaches Bild davon machen. Ich stieg hinab in den Volksgarten, der übersäet war mit Kindern und Kindsmädchen, die auf dem Rasen spielten und die Goldfische fütterten in den blumenumkränzten Bassins. In der Rotunde frühstückte ich; die Kaiserin Maria Theresia und ihr großer Sohn sahen mir freundlich ernst zu und wenn nicht hier der junge Strauß gar so liebliche Walzer „heruntergerissen" hätte, wären mir gar ernste Gedanken gekommen. Es schlug 10 Uhr, als ich durch das Burgthor kam. Kohlmarkt und Graben sind wie ausgestorben, die glänzenden Auslagen geschlossen, nur die Eiszelte auf dem Graben haben einen Kranz von Damen, die ihr Morgen-Gefrornes nehmen. Im Bureau war schon alles in Thätigkeit. Ich arbeitete ein Gesuch der obderensischen Dominikalbesitzer wegen Vergütung der Freigelder vom beweglichen Vermögen der Inleute und Auszügler. Ein überaus romantischer und erquicklicher Gegenstand. Aber die Stunde der Erlösung schlug bald. Um $^1/_2$3 Uhr sprang Sektions-Rat v. Beyer herein,

schliff auf den Parketten bis zu mir und lispelte mir ins Ohr: ‚Sie sind heute mein Gast.‘ Wir brachen also auf; unser drei: Beyer, ich und ein Pole, der in unserem Departement Konzipient ist. Wir sind die einzigen drei Ledigen im Departement. Diese Bemerkungen ist nicht unwichtig. Wir soupierten bei der Stadt Frankfurt, sehr fein, wie der Wiener sagt. Als wir beim schwarzen Kaffee saßen und die Regalias angezündet hatten, schickte Beyer um einen Fiaker. Bald stand einer draußen — elegantes, offnes ‚Zeugel,‘ Teppich am Wagenboden, mit weißer Seide ausgeschlagen, zwei Schimmel mit langen blau und weißen Atlas-Bändern an den Ohren. Das ging im Fluge die schöne, $^3/_4$ Stunden lange Maria-Hilf-Straße hinaus — über die Linie — Prr! — stehen wir vor der Pokornyschen Sommer-Arena, ein Zauberwerk, aufgebaut in einem reizenden Garten, so duftig, so leicht, ein gewundener Menschenkranz um die Stirne des Ewigen: Diese lieblichen Gesichter schwimmend in Vergnügen über die Komiker Treumann und Boldt, die nicht ihresgleichen haben in der Welt, diese Bänder und Blumen auf den Köpfen, diese befranzten Sonnenschirme in allen Farben und das Gelächter und Getöse und dieses Feuer aus den langen Operngucker, wenn die Koryphäen des Ballets — und Pokorny thut mehr dafür als die k. k. Hofoperndirektion — an die helle, lichte Sonne kommen, daß man glaubt, diese blendenden Gestalten seien

soeben aus dem Kelch einer Lilie gesprungen. Das Stück — natürlich mit Tänzen und Dekorationen aller Art aufgeputzt ist von Feldmann, und heißt: ‚Die zwei Faßbinder;‘ es wimmelt von politischen Witzen, die noch so fein versteckt und oft nicht sichtbar dem löblichen Stadtgouverneur, das feine Wiener Ohr herausfühlt und mit minutenlangem Jubel begrüßt. Ein Fremder würde sich in einem Narrenturm glauben, weil er die versteckten Wendungen und Anspielungen, bald auf Sachen, bald auf Personen, garnicht verstehen kann. Es fing leise zu dämmern an, als der Vorhang zum letztenmal fiel. Nach dem Essen muß ich heute mit der reizenden Frau meines Kollegen Conrad in die Kunstausstellung. Um 7 Uhr dann ins Burgtheater, wo zum erstenmale, seit Wien steht, ‚Julius Cäsar‘ gegeben wird. Die Spannung im Publikum ist außerordentlich. Gestern nichts als Sinnengenüsse, heute geistiges Leben. Das eben ist Wien. Hier kann der Mensch nie zum Tier herabsinken, weil die Hebel des Geistes zu mächtig sind und ihn mit Gewalt wieder in die Wolken schleudern. Nun hast Du ein wahres Bild meines Lebens. Ich hoffe, es wird Dir Vergnügen gemacht haben. Nächstens andere Dinge. Les jours se suivent et ne se ressemblent pas!

Grüße an alle.

Hermann.“

An künstlerischer Ausbeute ist diese Periode ziemlich arm. Zwar fand Gilm hier eine herrliche Oper, in die er gern ging. Mit wahrer poetischer Begeisterung lauschte er beispielsweise den Klängen eines Meyerbeer und schreibt von dessen „Propheten," nachdem er dieses Tonstück eines Abends „wieder einmal" gehört, daß er nun wieder acht Tage das Herz voll von wunderschönen geheimnisvollen Empfindungen habe. Seine poetische Produktivität aber verstaubte teils in der Aktenluft, die er infolge gesteigerter Berufspflichten einatmen mußte, noch mehr aber verflüchtete sie sich, da das sinnenfreudige Genußleben der Kaiserstadt keine stimmungsvolle Ruhe und innere Sammlung aufkommen ließen; auch beanspruchte das gesellschaftliche Leben in vornehmen Familien, wo Gilm gern weilte, einen ziemlichen Aufwand an Zeit. Den Geisteskämpfen Tirols, an denen er ehemals lebhaften Anteil genommen, war er räumlich entrückt; „sie berührten ihn kaum noch" (Pichler). Umgang mit litterarisch bedeutenden Persönlichkeiten pflegte er nur wenig. Prem (S. 249) sagt, daß Adolf Pichler ihm gesprächsweise den Dramatiker Mosenthal nannte, während Winder (S. 23) schreibt, daß Adolf Pichler, der mit Grillparzer, Stifter, Seidl und anderen verkehrte, diesen Männern bereits Dichtungen seines Landmannes vorgelesen, die beifällig aufgenommen wurden. Derselbe Gewährsmann berichtet weiter, daß Gilm selbst Gelegenheit fand, seine Schöpfungen im Salon des Orientalisten Hammer von Purgstall

zu deklamieren und stets mit Lust gehört worden sei: denn er deklamierte gern und gut, verfügte über eine wohllautende Stimme und besaß Feuer und Schwung. Wie schon erwähnt, ist diese Wiener Zeit an eigenen Schöpfungen arm, wenn man von einigen prächtig gelungenen Schützenliedern und Balladen, z. B. „Jakob Stainer“ (S. 193) und „Ein Krankenbett“ (S. 194), sowie davon absieht, daß Gilm eine Sichtung und Ausfeilung früherer Poesieen vornahm. Von Bedeutung für Gilms Leben aus dieser Zeit sind seine Briefe. Gilm war — wie Lenau — ein interessanter Briefschreiber: seine Niederschriften sind geistvoll, prächtig stilisiert, untermischt mit philosophischen Gedankenblitzen, poetischen Bildern und intimen Interieurs, „zwar ein bißchen frivol, aber von prickelndem Reiz, wie ein Glas Champagner oder ein Werkchen von de Musset. Gilm giebt sich hier, wie er war und macht nirgends Pose.“ (Pichler, Allg. Zeitung 1888.)

Im Jahre 1854 mußte Gilm die verführerische Donaustadt verlassen, nachdem er vorher als Konzeptspraktikant in das Ministerium des Innern eingetreten war, da die Hofkanzlei infolge der 48er Wirren aufgehoben war. Er kam als Statthalterei-Sekretär nach Linz, dessen Umgegend — wie Prem (S. 250) schreibt — die Großartigkeit des Hochgebirges mit der Anmut des Hügellandes in seltenem Maße vereint. „Von Südwesten her mündet das Traunthal, das ‚Paradies von Oberösterreich‘, in die fruchtbare Tieflandbucht an der Donau, die von

einem einschmeichelnden Volke bewohnt wird, dessen musikalische Sprachlaute so angenehm das Ohr des Fremden treffen." Über sein Leben in dieser Stadt äußert sich Gilm 1854 an Caton folgendermaßen: „Ich lebe hier wie Gott in Frankreich. Ein Statthaltereisekretär ist in Linz mehr als in Wien ein Hofrat. Ich bin beliebt, angesehen, esse und trinke gut, arbeite wie ein Müllereſel und lasse wie du, den lieben Gott die Welt verwalten." (Passer S. 117.) Gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes in der oberösterreichischen Hauptstadt besuchte ihn sein ehemaliger Studienfreund Joseph Feßler aus Lochau, mit dem er einst über Feuerbachs Schriften gesessen. Feßler soll anfangs Jura studiert, dann aber plötzlich „gegen seines Herzens Drang" umgesattelt und sich der Gottesgelahrtheit zugewendet haben, zu welchem Zweck er nach Brixen ging, um „etwas zu werden." Feßler ward auch „etwas": nämlich Bischof von St. Pölten und Sekretär des vatikanischen Konzils (Sander, S. 28). Dieser Vorarlberger Bekannte kam am 29. Oktober 1854 plötzlich in das Bureau Gilms. Am Nachmittag unternahmen die beiden einen Ausflug auf den Pöstleinsberg, den Gilm (Sander S. 52) in folgender humoristischen Weise beschreibt: „Es war ein prachtvoller Tag, und der Pöstleinsberg ist die Akropolis von Linz! Er steht wie ein Zuckerhut frei von allen Seiten über der Donau, und seine Stirne krönt eine hübsche Kirche in der Art wie die Wiltauer Kirche mit zwei Türmen. Weit ragt das

schneeweiße Gotteshaus über die herrlichen Donaulande, und oben ist die Aussicht unermeßlich schön. Bis nach Niederösterreich schweift der Blick, dem breiten blauen Band der Donau folgend, das in hundert Windungen daliegt, während gegen Westen die Riesen der Salzburger Alpen stehen mit ihrem Chef und Kommandanten, dem Traunstein . . . Mir war sehr heiß geworden, und Feßler mußte unaufhörlich seinen apostolischen Scheitel trocknen. Ich schlug vor, zuerst ins Wirtshaus und dann in die Kirche zu gehen, aber ich griff mit meiner Sanitätspolizei-Maßregel nicht durch. Das ginge nun ein- und allemal nicht, meinte der ‚Hofkaplan‘ und legte sein Kinn ganz entschieden in seine weinrote Krawatte . . . Er meinte, wir könnten uns im Freien etwas abkühlen und dabei die Aussicht bewundern. Gegen diesen vernünftigen Vorschlag war nun freilich nichts einzuwenden." Nun mußte aber erst Gilms Hund Amie, „ein Ideal an Liebenswürdigkeit, Schönheit und Verstand," der in Erinnerung an genossene Tafelfreuden nicht vom Thore des Wirtshauses wegzubringen war, in Befolgung des Sprüchleins: „Besser bewahrt als beklagt!" versorgt werden. „Zum Glück fand ich einen Bekannten, in dessen Obhut ich die unfolgsame Schöne gab, nicht ohne ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht zu haben, die aber auf sie nicht den geringsten Eindruck zu machen schienen. Amie ging ins Wirtshaus und ihr Gebieter in die Kirche. — Es war soeben eine Prozession angelangt, und die Kirche war voll von den

schwerseidenen Kopftüchern der Oberösterreicherinnen. Feßler occupierte einen Stuhl, kniete nieder, legte das Gesicht in beide Hände und schien in die allertiefsten Betrachtungen versunken. — Es ist im ganzen Erzherzogtum Österreich die liebliche Sitte verbreitet, daß in den Kirchen gesungen wird; das nämliche geschieht auch bei Prozessionen. Das klingt ganz anders, stimmt ganz anders zur Andacht als das klappermühlartige Vaterunserbeten in unseren Kirchen. Gar hell und weich klang der Diskant der Weiber, und der Baß der Männer begleitete ihn so zart, daß man diesen rauhen Mostnaturen eine solche rücksichtsvolle Galanterie gar nicht zugemutet hätte. Unterdessen hatte der Meßner die Kerzen auf dem Hochaltar angezündet. Mir war das völlig gleichgültig, und ich sah dem traurigen Mann — alle Meßner sind traurig — ohne alle Gemütsaufregung zu. Feßler schien mit seiner tiefsinnigen Untersuchung auch fertig geworden zu sein, und ich erlaubte mir zum Zeichen, daß wir unserer Wallfahrtspflicht hinlänglich Genüge geleistet haben dürften, den Hut zu ergreifen, als ein Geistlicher im Chorrock den Altar betrat, den Schlüssel in das Schloß des Tabernakels steckte und alle Anstalten zu einem Segen traf. Als jedoch das Ciborium herausgedreht war, ging der Geistliche wieder die Altartreppe hinab, und nun begann ein Gesang, in dem der Geistliche sehr viele lateinische Solos hatte, und der über eine Stunde dauerte — ich glaube, sie haben alle Psalmen Davids gesungen — bis wir endlich unsern Segen

bekamen . . . Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß . . . nun nichts mehr zu erwarten sei, gingen wir. — Ich sah auf die Uhr; wir waren 5 Viertelstunden und 8 Minuten in der Kirche. „Das ist denn doch zu stark," sagte ich zum Herrn Hofkaplan, „und dunkel wird's auch schon." — „Schau, Hermann," sagte Feßler, „es schadet dir nichts, wenn du auch einmal ein Stündel in der Kirchen bist." Das sagte Feßler so treuherzig, so gemütlich, daß ich ihm auch den sauren Wein im Wirtshaus zum Opfer brachte, die Amie holte und mit ihm und ihr in der allerbesten Laune wieder bergab zog. — Zwei Tage darauf bin ich 42 Jahre alt geworden. Ich kann meine grauen Haare nicht mehr verbergen. Den Bart kann ich noch mit vieler Mühe schwarz erhalten, indem ich jedes weiße Haar ausziehe, aber auf dem Scheitel liegt's wie ein gelinder Reif, der auch der besten Pariser Cosmetiques spottet. Wenn der Herbst meines Lebens so schön ist, als dieser Herbsttag war, bin ich zufrieden."

Zwei Jahre später ward Gilm namentlich durch die Gunst des Statthalters Eduard v. Bach zum Statthalterei-Präsidialsekretär mit einem Gehalt von 1400 Gulden ernannt. Einem an Steub (S. 69) gerichteten Brief aus Linz, vom 31. Januar 1857 entnehme ich folgende Stellen: „Ja hier in der Metropole Oberösterreichs haben sie mich eingebettet, ganz wie es der selige Bruder Lentner prophezeite, mit dem Degen und dem Dreispitz. Ich bin Statthalterei-Präsidial-Sekretär mit 1400 fl. C.-M. Ge-

halt. Mein Titel ist lang und tönend wie ein Alexandriner, und der Gehalt reicht eben aus für einen ledigen Burschen, der ohne Weib und Kind das letzte Lied tief unten im Bierkrug sucht und nicht finden kann. Meine Stellung, Ansehen und Einfluß lassen nichts zu wünschen übrig. Der Beamte prosperiert wie wilder Kohl, und der Poet ist noch immer ungedruckt und unbekannt. Damit sei nicht gesagt, daß ich ein anderer geworden bin. Ich bin ganz der alte Gilm geblieben. Ich werde Sie einmal bitten, meine Lieder in die Welt zu führen. Die Wasser sind noch nicht ganz verlaufen. Bei Ihnen mag das anders sein. Im neu umgeackerten Österreich ist der Boden noch nicht geeignet für die Gartenkultur der Lyrik . . . Im Jahre 1847 wurde ich noch nach Wien als Hofkanzleipraktikant gerufen und blieb dort bis zum Mai 1854, wo ich zum Statthalterei-Sekretär in Linz ernannt wurde. Ich hatte das Glück, vor den Augen Seiner Excellenz unseres Herrn Statthalters Freiherrn von Bach Gnade zu finden und von ihm zum Vorstand des Präsidial-Bureaus ernannt zu werden. Als solcher bin ich ganz unabhängig. Damit haben Sie die äußeren Züge meiner Erlebnisse. Tiefer kann ich nicht graben; ich hätte nicht Raum für all den Schutt. Wenn Sie aber Lieder wollen, so stehe ich zu Befehl. Und somit drücke ich Ihnen im Geiste auf das wärmste die Hand und versichere Sie meiner aufrichtigsten Verehrung."
Somit hatte er endlich — man bedenke, daß er

mittlerweile 44 Jahre alt geworden war! — eine einigermaßen sichere Etappe erreicht, von wo aus er bedeutsame Pläne schmiedete: die Herausgabe seiner Gedichte und die Gründung eines eigenen Herdes. Schon am 27. Juli 1844 hatte Gilm an Streiter geschrieben: „Ich glaubte einmal, und es ist noch nicht lange her, daß der Sehnsucht der Liebe kein anderes Verlangen gleiche; aber es giebt einen Hunger, einen Durst, eine Brunst, die mir stärker scheinen, und das ist das Bedürfnis eines Publikums.“ Aus diesen Worten, die blitzgleich die Dichterseele Gilms erhellen, klingt ein gewisser Vorwurf, den der Sänger in seinen Gedichten verschiedentlich äußert: Gleichgültigkeit der Mitwelt gegen seine Lyrik. So heißt es einmal:

„Es grämen sich die Eichen still,
Daß sie vergebens grünen,
Daß keiner mehr im Lande will
Der Blätter Kranz verdienen.“ (S. 257)

und ein andermal:

„Tirol so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern: nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Voll schwarzer Mäntel, ultabreiter Hüte;
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.“
(S. 44.)

Noch eindringlicher hallt seine Mahnung in den „Zeitsonetten aus dem Pusterthal“, wo er den Ge-

danken ausspricht, daß Deutschland zu einem mächtig geeinten Volke erwacht und dann seine Heimat auffordert:

„Tirol, reib' dir den Schlaf aus deinen Augen!
Steh' auf vom alten Lotterbett, es taugen
Nicht welke Blätter für den frischen Morgen.
Du kannst nicht ewig vom Vergangnen borgen,
Selbstmörderisch am eignen Blute saugen,
Die Zeit ist da, für neuen Ruhm zu sorgen."
(S. 133.)

Von Freundesseite war Gilm wiederholt zur Sichtung und Herausgabe seiner Gedichte aufgefordert worden. Aber freilich: die Ordnung und Sammlung seiner Poesieen war mit einem großen Aufwande von Mühe und Zeit verknüpft, da Gilm häufig die Originale seiner Lieder gar nicht im Besitz hatte, sondern sie an Freunde und Bekannte gegeben. So äußert er sich Streiter gegenüber (4. Nov. 1844) folgendermaßen (Steub, S. 57): „Ich habe nichts gesammelt, nichts gesichtet, alles liegt welk, dürr und feucht untereinander wie die Herbstblätter. Eines oder das andere mag vielleicht noch im glühenden Rot der Rose durch die Lüfte schweben, aber die meisten kehrt irgend eine gemeine Hand zusammen, als Streu fürs liebe Vieh. Ich hätte wenigstens einen Monat Arbeit, wenn ich meine Lieder zum Drucke geeignet sammeln wollte. Da Sie aber so viel Güte für mich haben,*) so soll

*) Streiter hatte ihn um Mitteilung seiner Gedichte gebeten.

mich diese Arbeit nicht abschrecken, und ich werde Ihnen eine Sammlung Lieder senden, die ein kleines Büchlein ausfüllen soll; und das sollen Sie in die Welt senden, und ich werde Ihnen keine Schande machen." Dieser Plan gedieh ebenso wenig, wie der unter der Ägide Vincenz v. Ehrharts, eines tirolischen Sängers (1823—1873), dessen Poesieen der vor mehreren Jahren verstorbene, um die Förderung junger Dichter hochverdiente Ignaz Zingerle nach dem Tode Ehrharts herausgegeben hat. Im Vorwort zu dieser Gedichtsammlung findet sich eine Briefstelle Ehrharts (datiert vom 23. Januar 1853), folgenden Inhalts: „Ein größeres Verdienst, als durch meine eigenen Arbeiten glaube ich mir dadurch erworben zu haben, daß ich Gilm durch Zusage meiner aufrichtigsten Unterstützung zur Herausgabe seiner Gedichte bewogen habe. Er ging sogleich auf meinen Vorschlag ein, und bereits liegt eine Partie derselben in meinen Händen zur genauen Durchsicht, Feilung und Begutachtung. Gemeinschaftlich mit ihm wird dann die letzte Feile angelegt und die Ordnung bestimmt werden. Mit den ersten Rosen sollen auch diese Blüten hervorbrechen." Auch Steub glaubt der Meinung zu sein, Gilm um seine Gedichte gebeten zu haben, um sie einzeln oder im ganzen vors Publikum zu bringen. (Steub, S. 61.) Darauf antwortete Gilm von Bruneck, am 26. November 1844, aus mit folgenden Worten, in denen zunächst ein leicht verständlicher Grund für die Zaghaftigkeit Gilms, mit seinen Posieen an die Öffent-

lichkeit zu treten, zu erblicken ist: „Sie wollen die tirolischen Dichter besprechen? Ich rate Ihnen, diese geheimnisvollen Dinger recht geheimnisvoll zu behandeln. Es ist nicht viel mehr als ein Jahr, daß ich mich berufen fühle, auf dem poetischen Jahrmarkt Tirols meine Ware auszurufen. Ich gehöre aber nicht unter die soliden, alten Häuser, merken Sie dies, und in meinem Hausierbündel ist verbotenes Gut. Ich bin daher sehr begierig, wo Sie mich unterschieben, um so mehr, als der Buchhandel nichts von mir weiß, und meine Firma gar keinen Kredit hat. Sie müssen mich daher wie ein Märchen behandeln ohne Anfang und Ende, wie ein fliegendes Rosenblatt durch den Föhrenwald, denn ich habe keine Vergangenheit, keine Gegenwart — nur vielleicht eine Zukunft, wenn auf unsern Bergen eine hellere Sonne steht. Sie lieben Tirol, ich küsse Sie dafür, und daß ich es liebe, ist vielleicht mein einziges Verdienst. Ich atme meine Lieder in den Wäldern ein, und ihr Nadelholzaroma berauscht mich zur Begeisterung. Der Zukunft Tirols können Sie einen Dichter versprechen. Es klingt dies vielleicht sehr anmaßend, aber ich glaube an mich; dieser Glaube ist mein Leben, ist mein Dasein. Nun wollen Sie aber meine eigene Sammlung! Meine Sammlung? Von allen imaginären Dingen dieser Art ist dies das imaginärste. Ein Buch — Sie kennen es, es war schwarz eingebunden — hat Adolf Pichler nach Wien genommen, sonst ist nichts zusammen-

geschrieben. Alles fliegt in Fetzen unleserlich geschrieben herum."

Nun aber, wo Gilm die äußerste Not überwunden hatte, wo er in Linz ein im Vergleich zu früheren Verhältnissen doch immerhin erträgliches Auskommen hatte, nun erwachte in ihm der Drang, seine Lieder -- wenn auch nicht alle — in die Welt zu führen. Er schrieb an Steub:

Linz, 7. Dez. 1857.

„L. F! Ich sende Ihnen einliegend neun Nummern der Linzer Zeitung, in denen sich meine ‚Letzten Blätter' befinden. Die viele Nachsicht, die Sie meinen ersten lyrischen Erzeugnissen in Tirol schenkten, die Liebe, die Sie für mein Vaterland haben, dem Sie, dem sommerarmen, drei schöne Sommer schenkten, und die persönliche Verehrung, die ich gegen Sie hege, geben mir den Mut, offen gegen Sie zu sein. Ich wünsche aus ganz persönlichen Gründen, diese meine neuesten Lieder öffentlich besprochen zu haben. Es würde mir dadurch ein unendlicher Dienst geleistet; die Leute sind einmal so. Sie wissen, ich bin und war nie ein Freund des Schellengeklingels. Aber jetzt würde es mich sehr glücklich machen. Die Menschen haben nur das den Mut hübsch zu finden, was man ihnen als hübsch oktroyiert. Ihrer gewandten Feder wäre es etwas Leichtes, an neue österreichische Lyrik anknüpfend, einige Worte über diese Gedichte zu sagen, und was Ihnen gefällt, zu excerpieren. Ich gäbe dann diese

‚Letzten Blätter‘ mit dreißig früheren kleinen Gedichten als ein selbständiges Büchlein heraus. Dies ist der Dienst, den ich von dem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung für die Tiroler Poesie und einen verbannten Tiroler Poeten erbitte.

Wenn die Lieder nicht für mich sprechen, so werfen Sie Brief und Lieder in den Papierkorb.“

Steub antwortet merkwürdiger Weise darauf folgendes:

München, den 13. Dez. 57.

„L. F.! Ihre freundliche Sendung habe ich erhalten und Ihr Begehren in Erwägung gezogen, — aber es geht nicht. Wie kommen Sie überhaupt an mich? Haben Sie je gelesen oder gehört, daß ich mich als altbayerischer Kritikaster an der deutschen Poesie vergriffen? Thatsache ist es allerdings, daß ich vor einem halben Menschenalter ein paar schüchterne Versuche machte und einige ‚Besprechungen‘ schrieb, allein das Zutrauen wuchs so schnell, daß mein Bücherbrett von Freiexemplaren zu brechen drohte, worauf ich mich denn gerne wieder in mein unkritisches Privatleben zurückzog. Wer da nur mal einen als Herold voranschalmeit, den betrachtet das Dichtervölklein gar zu gerne als ständigen Lohnrößler, dessen verfluchte Schuldigkeit es sei, jeden ‚Strebenden‘ auf den deutschen Parnaß heraufzukutschieren. Wer aber alle lobt, wird bald von allen — und von sich selbst — mißachtet, wer gewissenhaft kritisieren will (wenn er's kann, was bei mir doch nicht der Fall ist),

der hat bald eben so viel Feinde als ‚Angezeigte‘.

An Sie aber möchte ich die ernste Frage richten, warum haben Sie Ihre Gedichte nie herausgegeben?*) Das scheint mir ein Versäumnis, das jetzt durch ein nachträgliches Festgeläute in der Allgemeinen Zeitung nicht hereingebracht werden kann. Überdies meine ich, der Gedanke das zukunftsvolle Moseskind aus dem Riedgras eines obskuren Provinzialblattes herauszuheben und es von der Kanzel der Allgemeinen Zeitung herab als Propheten der Propheten zu präkonisieren — dies aber müßte geschehen, um die mirakelhafte Auffindung nur halbwegs zu motivieren, — dieser Gedanke, meine ich, würde in der Ausführung einen Hautgout der Kameraderie annehmen, der uns beiden beschwerlich werden dürfte. Freilich glauben Sie, es könnten diese Lieder mit einem österreichisch-lyrischen Kohlrübengericht als ‚pikante Auflage‘ gereicht werden, aber, lieber Freund, Sie wissen nicht, wie wenig Zeit mir für österreichische Lyrik überbleibt.

Mein Rat ist nun aber fürwahr, übergeben Sie Ihre Gedichte der Öffentlichkeit. Gehen Sie denselben Weg, den schon viele tausend andere ge-

---

*) „Diese Frage beantwortet sich wohl dahin, daß Gilms Gedichte im Vormärz sicherlich nur zum kleinen Teile durch die Censur gekommen wären, und daß ihm als k. k. Praktikanten auch niemand raten konnte, sie im Auslande drucken zu lassen,“ hat Steub später hinzufügt.

gangen! Die deutsche Kritik wird dann den Wert Ihres Sanges schon herausfinden. Auch die Aufmerksamkeit der Allgemeinen Zeitung ist für hervorragende Erscheinungen nicht schwer zu erregen.

Daß mir Ihre Lieder gefallen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; Sie wissen das schon. Ich finde sie fein, geistreich, gut gedacht und künstlerisch geformt, aber doch wollte mir beim Lesen, wenn ich Ihrer Person gedachte, fast ein leises trop tard über die Lippen schlüpfen. Kann denn das arme Herz auch in seinem fünften Decennium noch keine Ruhe finden? Immer noch wie vor fünfzehn Jahren zur Zeit der ‚Georgine' — obgleich es dort schon etwas spät schien — diese melancholischen Variationen auf der G-Saite der Liebe oder praktisch ausgedrückt: immer noch diese schwermütigen Schnaderhüpfeln an spröde Backfischlein, die sich nicht fangen lassen wollen? — Noch einmal kommt mir die Frage, warum haben Sie so lange geschwiegen? Warum sind Sie nicht herausgetreten, als Geibel und andere ihre dichterische Carriere begannen? oder noch am Anfang dieses Decenniums? Die elegische, der öffentlichen Dinge überdrüssige Stimmung der Nation war in jenen Jahren der Lyrik wieder zugeneigt. Jetzt sind wir, meine ich, schon wieder zu politisch geworden."

Allein es kam nicht zu einer Herausgabe, obgleich sein Amt Gilm nicht lästig war: es habe nur Angenehmes und nicht Strapazierendes, gestand er,

und sei eines der einflußreichsten in Linz. Den ganzen Vormittag tauche er selten eine Feder ein, außer zu Unterschriften. Mancherlei Hindernisse hielten den Dichter ab, die letzte ordnende und ausbessernde Hand an seine Dichtungen zu legen, so daß bei seinem Tode nur der eine Band seiner Gedichte notdürftig gesichtet war. Gilm selbst hat nur eine kleine Anzahl Lieder unter dem Titel: „Aus dem Tiroler Schützenleben“ anläßlich der 500jährigen Gedenkfeier der Vereinigung Tirols mit Österreich bei der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck veröffentlicht; die kleine Schrift konnte bald neu aufgelegt werden. Im übrigen ist die Linzer Periode nicht reich an poetischen Hervorbringungen, wennschon außer dem gleich zu erwähnenden Cyklus „Rosaneum“ in Linz Gedichte wie der „Traunstein“ (S. 208) und die „Trilogie“ (S. 329) ꝛc. entstanden.

Zerschlug sich der eine Plan, den des Dichters Hoffnungsfreudigkeit gebar, als seine Lebenskraft in einer ziemlich gesicherten Existenz einen heilsamen Nährboden gefunden hatte und demgemäß gesteigert war, so verwirklichte sich der andere: seine Sehnsucht nach einem eigenen Heim; denn er war des Junggesellentums herzlich satt. Ein noch in der Wiener Zeit angesponnenes Verhältnis mit einem Mädchen hatte keinen tieferen Eindruck in ihm hinterlassen, gerade so wie die Neigung zu einem Linzer weiblichen Wesen, an dem sich der Poet in sarkastischer Weise in dem häufig recht bitter und

herb empfundenen Liedercyklus „Rosaneum“ (S. 145 bis 152) rächte. Die Gedichte atmen sehr wenig von dem süß betäubenden Duft der herrlichen Königin der Blumenwelt. Jedenfalls aber ward durch diese Erlebnisse dem Dichter die Lücke in seinem Herzensleben um so fühlbarer, und so reichte er am 24. November 1861 der Marie Madeleine Dürnberger die Hand zum Lebensbunde — der 49jährige Mann, der — wie er selbst schon vor 7 Jahren in einem oben mitgeteilten Brief an Steub sagt — seine grauen Haare nicht mehr verbergen kann und auf dessen Scheitel es schon wie ein gelinder Reif liege, dem 21jährigen Mädchen: einem still in sich gekehrten, träumerischen weiblichen Wesen. Hier: der verblühende und sich entlaubende Herbst, dort: der knospenschwellende und sich schmückende Lenz. Aber das Glück senkte seinen milden Kuß verspätet auf Gilms Lippen herab: seine Lebenskraft hatte sich in den über ihn dahingebrausten Stürmen, in den langen, bangen Jahren der Entbehrung und inneren Leiden verzehrt, seine Widerstandsfähigkeit hatte sich wund gerieben, und das Mark seines Lebens war von der Ungunst des Schicksals aufgesogen. Gilm mochte wohl zuweilen an das schmerzlich süße Lied in seiner „Georgine“ denken:

„Und spät wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.“

Sein Dasein ward nun in der That ein „rosendornig Leben“ (S. 145). Ein Lungenübel, das zur Tuberkulose ausartete, worüber er sich nicht täuschte, schlich in seinem Innern vom Winter 1862 auf 1863 an. Der Arzt riet dringend zu einer Luftveränderung, und so unternahm Gilm eine Reise zu seinen Verwandten in Innsbruck und Feldkirch. Am 11. Mai 1863 verließ er die obderensische Hauptstadt. Von Innsbruck aus schrieb er an die Frau seines Bruders Ferdinand folgende Auslassungen „mit einem Anflug von Humor über sein Leiden, der geistig bedeutenden Männern in solchen Fällen nicht selten eigen ist,“ sagt Sander (S. 58): „Es geht piano pianissimo vorwärts. Das Fieber, der böse Gast, läßt sich in immer größeren Zwischenräumen sehen, und sein Betragen ist ganz darnach angethan, als wollte es ganz ausbleiben. Thränen weine ich ihm keine nach. Mit ihm verringern sich auch die Schwäche der Nerven und aller geistigen und physischen Funktions-Organe, die Verdauung wächst, aber die Fleischtöpfe Ägyptens sind mir noch immer versagt. Toujours Manna, da muß Israel mager werden. — Nebst dem Fieber, das Wocher als ein nervöses erklärte, habe ich aber auch ein Exsudat über den ganzen rechten Lungenflügel, das bereits so mächtig ist, daß wegen des von ihm auf das genannte Organ ausgeübten Druckes dasselbe nur wenig Anteil an dem Atmungsgeschäfte nehmen kann. Ich habe einen lächerlich kurzen Atem, ich, dem er eigentlich nicht ausging; — und ein quälender,

jede nächtliche Ruhe auf polizeiwidrige Weise störender Husten wie auch eine Heiserkeit, — ‚das Glied, mit dem ihr sündigt, an dem werdet ihr gestraft werden‘ (Pentateuch, Buch, Kapitel und Vers unbekannt), sind die anderen zwei Grazien der dicken Göttin, die sich so breit auf meine Lunge gesetzt hat. Dieses Exsudat nun soll ich ganz allein ‚aufsaugen‘. So lautet die Ordre des Dr. v. Wocher; ob ich aber diesem Aufsaugungsgeschäft gewachsen bin, danach fragt der alte Herr nicht. Ich zweifle, ob nach dieser Richtung meine Talente liegen, denn ungeachtet aller grünen und grauen Salben des Doktors sitzt die Dame in aller Breite noch am alten Fleck.“

In den Monaten Juli und August weilte der Kranke in Feldkirch bei seinem Bruder Ferdinand, der daselbst Notar war. Wenn sein leidender Zustand es erlaubte, wurden Ausflüge unternommen, die Gilm in seiner humorvollen Weise in Briefen an Angehörige köstlich schildert; so z. B. einen Ausflug nach Mauren: „Mauren scheint nur von Kindern bevölkert zu sein; vor jedem Haus stand ein halb Dutzend solcher schmutzigen Rotznäschen, wie sie Werthers Lotte liebte, ein Stück Brot in der Hand, meistens im Hemdchen. Scharenweise sprengten sie herbei und riefen: ‚Schenkat mer an Krützer!‘ Im Nu war mein kleiner Kupfervorrat verschwunden. Nun standen wir am Wirtshaus zum ‚Goldenen Engel‘. Der goldene Engel sah sehr verwittert aus und hing in einem messingnen Ring trostlos wie

ein mausernder Papagei. Freundlicher sah ein Mädchen aus, das unter der Thür stand und uns mit einem ‚Grüß Gott‘ empfing. Im ganzen Haus war kein männliches Individuum zu sehen; es wäre kein Wunder, wenn sie alle ausgewandert wären; denn der Boden ist schlecht und die Weiber sind grausam häßlich. Auch den Landesvater schienen sie mitgenommen zu haben; denn sein Bild war nirgends zu sehen. Die Kirche stand dem Wirtshaus gegenüber. Wir gingen einen Augenblick hinein. An dem Plafond prangten die 10000 Jungfrauen. Eine unglaubliche Zahl für dies Stücklein deutscher Erde! Eine lange Schar, wie die Milchstraße, in weißen Kleidern, mit langen, schmalen Affenhänden und Füßen, wahre Orang-Utang-Gestalten. Auch im übrigen war die Kirche schmutzig und elend, und in dieser Hinsicht scheinen Staat und Kirche in bester Harmonie zu sein, was nicht in allen deutschen Vaterländern der Fall sein soll. Auch keine Heiligenbilder sieht man hier an den Häusern und keine Christuskreuze an den Wegen. Es scheint, daß die ‚Himmlischen‘ an sumpfigen Gegenden kein Behagen finden ... Als wir heimgingen, lagen dunkle Wolken ringsum auf den Bergen, die den Horizont umsäumen, in denen es an hundert Orten wetterleuchtete. Es war neun Uhr vorbei, als ich mich müd und matt wieder in mein Zimmer begab. Trotzdem war ich heute schon um 5 Uhr auf; ich habe das true Seidlitz-Pulver getrunken. Auch sah ich sämtliche Feldkircher Jungfrauen, die eine Marien-

statue durch die Straßen trugen und nicht halb so nazarenisch aussahen, als die Jungfrauen in Mauren. — Ich sehe von Tag zu Tag besser aus, Appetit und Schlaf stellen sich wieder ein. Wie werde ich mich ins elende Linzer Leben wieder hineinfinden? O, die Welt ist vollkommen überall, wo die Linzer nicht sind mit ihrer Qual!“ Nicht minder humoristisch gefärbt ist der Auszug aus einem Briefe vom 23. August, worin Gilm (ebenfalls nach Sander) seiner Frau einen Ausflug nach dem Schellenberg beschreibt: „Ich überschätzte meine Kräfte; allein schon in Tosters, ein Drittel Wegs, blieb ich liegen. Alle meine Pulse klopften und mein Atem stockte . . . Ich ließ mich im Obstgarten des Tosterer Wirtshauses nieder und trank eine Schüssel Milch. Rings um mich heuten die Leute. Ich saß unter einem Apfelbaum, ohne Schlange, ohne Eva. Dies währte jedoch, echt mosaisch, nicht lange, so kam da über das frischgeschnittne Gras im violetten Cottonröckchen ein blondhaariges Kind, dick und breit und mit den Armen rudernd, dahergehumpelt und guckte mich mit so erbsündfreiem Lächeln an, daß mir ganz paradiesisch zu Mute ward. Das Kind gab mir die Hand so freundlich, hatte so gar nichts Fremdes und Scheues im Auge, als wären wir längst Bekannte. Bald kam die Mutter herbei und sagte, daß das Kind ein Mädchen, 14 Monate alt sei und Crescenz heiße. Um 5 Uhr bin ich allein heimgekehrt.“

Am 28. August — dem Jahrestag von Goethes

Geburt — langte Gilm nach einer anstrengenden Reise in der tirolischen Landeshauptstadt wieder an. Hier nahm er an der Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Österreich lebhaften, ja für seine geschwächte Gesundheit einen viel zu lebhaften Anteil. Er gab dazu seine bereits erwähnte „Festgabe" („Aus dem Tiroler Schützenleben") heraus und verfaßte sein schönes Gedicht: „Tirols Ehrentag" (S. 414), das mit der kräftig stolzen Strophe anhebt:

„Reißt auf die dolomitnen Thüren!
Euch schmucken Schützen ziemt es wohl,
Die Braut dem Kaiser zuzuführen,
Die ewig junge Braut Tirol.
So schreitet hin, als ob sie bete,
So bräutlich innerlich gerührt,
Ganz wie sie Mutter Margarete
Dem vierten Rudolf zugeführt."

Von Bedeutung ist ferner die vorletzte Strophe:

„Auch dich erfaßt ein innres Ahnen,
Die alte Zeit sei abgethan;
Nun denn! — Wie auf des Ruhmes Bahnen
Du allen andern gingst voran,
So sei auch jetzt der Fahnenschwinger!
Das Rad der Zeit treibt Gottes Geist,
Und es ist deines Kaisers Finger,
Der dir die neuen Wege weist." (S. 416.)

Am 22. September teilte er seiner Frau mit, daß das Festgedicht unter der Presse sei; wenn er nicht wüßte, daß er mit diesen Dingen dem guten Vater eine Freude mache, so würden ihm seine Er-

folge fast verdrießen. „Alt, krank, niedergebeugt durch des Lebens Drangsale muß ich an Kraft, Feuer und Begeisterung alle die kräftige stutzenschwingende Jugend Tirols übertreffen.“ Beim Fest selbst (29. September 1863) war er zur Hoftafel geladen. Nach derselben ward er vom Fürsten Lobkowitz dem Erzherzog Karl Ludwig vorgestellt. Die Feierlichkeiten und der Festtrubel hatten seine physischen Kräfte aber dermaßen erschöpft, daß ihm ganz elend war, als er zur kaiserlichen Tafel ging, sagt er; erst ein Becher gefrornen Champagners „rettete ihn vor totaler Üblichkeit.“

Noch während er in Innsbruck weilte, schenkte ihm seine Frau einen Sohn Rudolf Hermann (geboren in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober), bei dessen Taufe Anastasius Grün infolge der Vermittlung Balthasar Hunolds († 1884) Pate war, wie Prem sich von Pichler sagen ließ. Die Freude Gilms über die Ankunft eines Stammhalters war einer seiner letzten schönsten Augenblicke: „Ich kann kaum das Übermorgen erwarten, wo ich zu erfahren gedenke, was mein Sohn für Augen hat . . . Dich aber, mein liebes Weibchen, küsse ich mit dem heiligen Kuß, der nur der jungen Mutter gebührt. Gieb ihn zurück meinem Knaben mit meinem Segen! Ich hebe ihn im Geiste zum Himmel empor, wie Adam seinen Erstgebornen, daß die Gnade des Himmels auf ihn falle, daß er stark sei an Leib und Seele und glücklicher als sein Vater!“

Während seines Aufenthaltes in seiner Geburts-

stadt bei seinen Verwandten im „Schwarzen Adler" that er folgenden Schritt, von dem Winder (S. 26) Kenntnis von einem „durchaus glaubwürdigen Gewährsmann" erhalten hat. Dieser berichtete Winder wörtlich folgendes: „Er (der Kapuzinerpater Angelicus) sei zu einem Kranken in das nahe Gasthaus zum ‚Schwarzadler' gerufen worden; hier habe er den Statthalterei-Beamten Gilm im Bette getroffen. Nach einiger Besprechung mit diesem über seinen leidenden Zustand habe Gilm ganz von selbst bemerkt, er wolle beichten und sei auch dazu bereits vorbereitet. Nachdem die Beichte stattgefunden, habe der Kranke verlangt, daß der ‚Pater' nach einiger Zeit ihn auch ‚versehen' möchte. Er (Angelicus) sei darauf in das nahe Kloster zurückgegangen, habe nach kurzer Zeit den ‚Versehgang' mit dem Ciborium zum Schwarzadler herauf vorgenommen, aber hier zu seiner Verwunderung den Kranken nicht mehr im Bette, sondern in ‚Festkleidung' außer demselben knieend getroffen. So habe dieser in sehr erbaulicher Andacht die heilige Kommunion empfangen und nachher noch bemerkt, er habe diese ernste Handlung, soweit sein leidender Zustand es ihm gestatte, möglichst feierlich verrichten wollen." Daß Gilm sich in dieser Zeit mit ernst religiösen Gedanken trug, beweist die Thatsache, daß er sich von Pichler, den er auf seiner letzten Reise nach Vorarlberg besuchte, eine Bibel lieh und mit ihm ernste Gespräche hielt.

Als Gilm die Nachricht von der Geburt eines Söhnleins bekommen hatte, zog es ihn hin zu Weib

und Kind. Sein leidender Zustand jedoch und seine — bei einem Dichter so ziemlich selbstverständlich — pekuniären Sorgen hielten ihn noch in seiner Geburtsstadt fest. Am 20. Oktober mußte er seine Frau bitten, „wenn es sein kann,“ ihm 15 Gulden zu schicken, weil er die Mittel zur Reise nicht habe. Endlich am 1. November traf er wieder in Linz ein. Der Winter, der alte mürrische Geselle, brachte mancherlei Not. Seiner amtlichen Thätigkeit als Präsidialsekretär konnte er nicht nachgehen. Manche Stunde las er Werke aus der englischen Litteratur. Daneben verfolgte er das politische Leben mit Interesse. „Die Wogen derselben (der Politik) gehen gegenwärtig hoch, und es ist ein wahres Pläsier, sich von denselben tragen zu lassen.“ Den politischen Ereignissen in Jütland, wo Österreichs Waffen bei Översee sich Ruhm erwarben und General Gablenz einen großen Edelsinn bewies, verdankt Gilm seinen Schwanengesang, das ganz im Stile von Goethes „Erlkönig“ gehaltene, von Todesahnung durchwehte Gedicht „Das Adoptivkind“ (S. 212). Er schickte es dem Staatsminister von Schmerling und bat ihn, es dem Kaiser vorlegen zu wollen. Schmerling antwortete ihn „in den ehrenhaftesten Ausdrücken“ und sagte ihm Erfüllung seines Wunsches zu. „Du kannst Dir denken,“ schrieb er seiner Schwester Katharina, „mit welcher Spannung ich den Erfolg abwarte, den das Gedicht allerhöchsten Ortes haben wird.“ — Von einem Erfolge ist nichts bekannt geworden.

Dem schleichenden Siechtum Gilms war kein Einhalt zu thun. Mit Wehmut berührt es uns, wenn wir in seinem Brief vom 12. Januar 1864 die düstere Ahnung hören: „Es ist mir soeben ein heißer Stich durchs Herz gegangen, als ich Hugos*) Brief las: ‚Ich freue mich jetzt schon kindisch auf die Ferien, — wie ich da abschieben werde!‘ Abschieben werde — das ist das Wort für das ewig pochende Gefühl in meinem Herzen, für das ich keinen Namen habe. Hast Recht, Bruder Doktor. Abschieben!“ Ja, Gilms letzte Stunde nahte! Hinter all dem friedvollen Glanz, zu der sich nun endlich, endlich sein Leben — äußerlich wenigstens — durchgerungen, wogten die bleichen Schemen des Todes. Dunkle Ahnungen umschatteten häufiger als je seine lichtbegehrende Seele. „Es hat mich wieder,“ schrieb er am 16. April, „ich fiebere wieder die ganze Nacht. Meine Tage sind elend. Ohne Appetit, ohne Kraft. Ich nehme schon acht Tage China, ohne eine Wirkung zu spüren. Hustenanfälle mit Erbrechen häufig.“ Am 4. Mai nahm er bei vollem Bewußtsein den geistlichen Zuspruch des Kapuzinerguardians P. Berthold Popp, beichtete und empfing die Sterbesakramente.**) Am folgenden Tage, am 5. Mai 1864 vormittags ½10 Uhr, als der von ihm so leidenschaftlich gepriesene Lenz der Erde das blumige Brautgewand wob, verließ er diese Welt, die seinem heißen Herzen mehr Ent-

*) Gilms jüngerer Halbbruder.

**) Prem S. 263; Winder S. 29.

täuschung als Erfüllung, mehr Schmerz als Freude, mehr Zwang als Freiheit gewährt. Vier Jahre später, im Dezember 1868, ward Gilms irdische Hülle von Linz nach Innsbruck gebracht und in Tiroler Erde gebettet. Die junge Witwe folgte dem Sarge nach Gilms Geburtsstadt und nahm daselbst für längere Zeit ihren Wohnsitz. So war der Dichter wieder daheim.

II.

Gilms Gestalt, von der Steub uns schon einige Züge gegeben, war nach Pichler*) hochgewachsen, nervig, schlank, mager, schwarzlockig, das Auge dunkel und glühend; Stirn und Oberteil des Kopfes traten stark hervor, während das kleine Kinn zurückwich. Den romanischen Typus verdankte er seiner Mutter. Im Umgange war er von der größten Liebenswürdigkeit und ritterlichen Zuvorkommenheit, namentlich den Damen gegenüber, bei denen er — wie wir gesehen haben — fast überall ein tieferes Interesse wachrief. Seine Frau zumal ward nicht müde, die edle chevalreske Weise zu rühmen, mit der er ihr stets entgegentrat (Sander S. 56). Daneben besaß Gilm eine ausgesprochene Gutmütigkeit und Gutherzigkeit. So scharf und stahlhart er in seinen Streit- und Kampfgesängen auftrat, wo es sich um die Sache handelte, so milde in der Form war er im persönlichen Umgange selbst Männern

*) Pichler: „Zu meiner Zeit" S. 219 u. „Allg. Ztg." 1888 und private Mitteilungen.

gegenüber, die in religiöser oder politischer Hinsicht einen gegenteiligen Standpunkt einnahmen. Es ist ihm dieser Zug zuweilen als zu große Nachgiebigkeit, ja, als Schwäche gedeutet worden. Freilich läßt sich ein gewisser Mangel an Selbstzucht in Gilms Wesen nicht leugnen. Ein Beispiel für des Dichters eben betonte Gutherzigkeit, worin mit eine Quelle für seine so ziemlich beständigen Geldkalamitäten zu erblicken ist, wird von mehreren Freunden und Bekannten Gilms übereinstimmend berichtet. Pichler z. B. schreibt: „Gilm lag zu Linz im Bette. Es klopft. Ein Handwerksbursch tritt ein, zerlumpt und barfuß. Gilm greift unter das Bett und schenkt ihm seine Stiefel. Als er nun aufstehen wollte, besann er sich erst, daß er kein zweites Paar habe und aus dem Laden ein solches holen lassen mußte."

Treten wir jetzt der Dichtung Gilms näher. Gilms Bedeutung als Dichter steht jetzt fest; selbst unsere Zunftlitterarhistoriker — von ein paar rühmlichen Ausnahmen abgesehen — verzeichnen das Verdienst unseres Sängers gewissenhaft in dem Hauptbuche der deutschen Litteraturgeschichte, nachdem Hermann Kurz*) auf Adolf Pichlers Veranlassung schon vor Jahren als Beispiel vorangegangen. Die Zeit, von der Robert Prutz im Eingange seiner „Deutschen Litteratur der Gegenwart" (1848—1858) sagt, daß es gleichsam zum guten Tone gehöre, von der Litteratur der Gegenwart entweder gar keine

*) Im letzten Band seiner Geschichte der Nationallitteratur.

oder doch nur eine sehr unvollständige Notiz zu nehmen, diese Zeit sollte nachgerade vorbei sein; ganz ist sie es im gelobten Lande der Dichter und Denker zwar immer noch nicht. — Um Gilms Fühlen und Denken, sein Singen und Sagen verstehen zu können, müssen wir seine Zeit betrachten, in die ihn das Schicksal gestellt; denn Gilm war in hervorragender Weise ein politischer Dichter.

Als Gilm zum Mann erwacht war, als er auf den Kampfplatz des Lebens trat, da lastete ein dumpfer Alp auf dem schönen Lande Tirol. Metternich, der glorreiche Vertreter der absoluten Fürstengewalt und der noch glorreichere Henker der „Volkscanaille", dieser teuflischen Ausgeburt von Selbständigkeit, Mannessinn und Strebensdrang, dieser „edle" Macchiavelli, der 38 Jahre Österreichs Politik beherrschte, war der erbittertste Feind des Fortschrittes. Nun war aber die Zeitatmosphäre von neuen Ideen gesättigt, und hier und da hatten sich bereits wagemutige Geister, die Sturmvögel einer neuen Zeit, erhoben und ihr keckes „Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele"*) in die dumpfe Stille geschleudert. Nichts war dem absoluten Metternich verhaßter als das „Gift der Aufklärung," das in die Herzen des Volkes eindrang und die Seelen der Menschen mit süßen Ahnungen durchzitterte. Er glaubte, dieses gewaltige Ringen und Flügelschwingen der neuen Zeit durch seine

*) Herwegh: „Gedichte eines Lebendigen." Leipzig 1849. II. S. 49.

Schergen töten zu können, und schuf seinen berüchtigten Polizeistaat. Österreich ward der Schauplatz eines unwürdigen Spioniersystems. Die von ihm gezüchteten Gebärdenspäher und Geschichtenträger entbrannten in Wettstreit, Herz und Nieren der Unterthanen auf ihre Gesinnung zu prüfen. Mit bewundernswerter Kühnheit nahm Metternich seinen Sitz als Censurpapst ein und sorgte für die Geistes- und Seelenkost der braven Knechtesseelen mit einer väterlichen Besorgnis, die Adolf Pichler mit folgendem Distichon treffend charakterisiert:

„Was? Die Rosen sogar sind rot, die könnten doch weiß blühn!
Auf, Gendarmen, und führt mir die Natur in Arrest.“*)

Klöster wurden gegründet, Mönchsorden sanktioniert, die Sumpfpflanzen eines unwürdigen Sykophantenwesens kultiviert, um die unsichtbaren Luftgeister der Aufklärung zu bannen. Das größte Heil erwartete der Allgewaltige von den Jesuiten, mit denen er besonders Tirol beglückte, was das Erwachen der liberalen Partei in diesem Lande zur Folge hatte. Innsbruck ward ein ergiebiges Saatfeld dieser schwarzröckigen Gedankenwürger und wahrlich! „herrlich weit“ haben sie es in dem Lande der Glaubenseinheit gebracht. Ihnen verdankt die Geschichte Österreichs das Schandmal, das unter

*) „In Lieb' und Haß. Elegieen und Epigramme“ S. 85.

dem Namen „der Austreibung der protestantischen Zillerthaler“ ein würdiges Seitenstück zu den Hugenottenvertreibungen früherer Jahrzehnte bildet. Dank den Machenschaften der Klerisei wurden Anfang September 1837 fast 500 Menschen von Haus und Herd getrieben, um in der Nähe von Schmiedeberg in preußisch Schlesien sich eine neue Heimat zu gründen. Gilm kam — wie erwähnt — 1840 nach Schwaz; die Vorgänge waren noch frisch in der Erinnerung, und ergriffen von heiliger Wut und Glut sang er:

„Da scholl durchs Thal das Hallo wilder Treiber,
Ein Hauch des Mundes wurde zum Verräter,
Ich sah der Männer Wut, den Schmerz der Weiber,
Der Kinder letzter Blick zum Haus der Väter.

Der sanfte Buchwald stöhnte vor Entsetzen,
Die Berge standen starr vor der Mißhandlung;
Ich riß die Fahne Cynthias zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung.“
(S. 48.)

Und in dem Gedicht „Die Liedertafel und die Jesuiten“ (S. 71) sagt er voll Ingrimm:

„Als aus der Heimat seiner grünen Berge
Der Zillerthaler schied, verfemt, verbannt,
Und als nach ihnen — draußen sind nur Zwerge —
Zum letztenmal er grüßend hob die Hand.

Da schlich herein ein Paar mit hohlen Augen;
Nichts gattet sich so schnell, mehrt sich so stark
Als Ungezieser. Seht nun, wie sie saugen
An Weiberherzen und am Männermark.“

Durch diese und ähnliche Vorgänge wurde Gilm politischer Dichter. War die politische Poesie es doch gewesen, die nach manchem Jahre trüben Dahindämmerns, das dem gewaltigen Ringen des deutschen Volksgeistes um Befreiung vom französischen Joch gefolgt, zuerst wieder durch die Glut der Empfindung und den vielfach berauschenden Pomp ihrer Rhetorik der Litteratur ein tieferes und weiteres Interesse schuf, nachdem soviel weise und überweise Ästhetiker und Kunstrichter immer und immer wieder ihr superkluges Rhadamantenurteil von dem Epigonentum unserer Litteratur nach 1832 in die Massen geworfen. Aber als Herwegh, die „eiserne Lerche," 1841 seine „Gedichte eines Lebendigen" schmetterte, als Freiligrath 1844 sein „Glaubensbekenntnis" ablegte, als die Leuchtkugeln und Raketen seiner politischen Dichtung die trübe Dämmerung mit wundersamem Farbenspiele erhellten, als die Sturmfanfaren von Karl Becks „Gepanzerten Liedern" aufwirbelten, da lauschte mancher mit pochendem Herzen den neuen Klängen, und diesseit und jenseit des Mains, diesseit und jenseit des Böhmerwaldes zuckten die Herzen und weiteten sich die Seelen. Auch in Österreich, wo Anastasius Grüns blumenreiche, lichtglanzüberflutete „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831) und Lenaus freigeistige Dichtungen („Albigenser ꝛc.") der Poesie neue Anhänger warben.

Daß auch Gilm sich in die politische Palästra stellte, hatte nicht zum wenigsten seinen Grund in

seiner Liebe zur Heimat. Wie seine Vaterstadt mit dem Berg Isel, „wo der freien Scharen so viele schlafen unterm Blumenbette“ (S. 218), so liebte er nicht minder heiß und innig sein Geburtsland, sein schönes Land Tirol. Wer dieses von der Hand des Weltenschöpfers so überaus gesegnete Gebiet, eins der kostbarsten Juwelen in der habsburgischen Kaiserkrone, kennt, dieses Land, wo „Berge, seltner Treue Zeugen“, aufragen, wo der Inn, „ein rascher Junggeselle, mit Ungestüm das Thal durcheilt“, wo die glitzernden Tropfen der tosenden und stürzenden Bäche „der Alpenrosen durchsichtige Rubinenbecher füllen“ (S. 43), wer dieses Land kennt, wo um die Bergtitanen das Volkslied rauscht frei wie der Wind, wie Heinrich Leuthold in seinen monumental gemeißelten Strophen „Auf eine Goethefeier in Klausen“*) (27. August 1876) singt — wer dieses Land namentlich aus eigener Anschauung kennt, der wird es begreiflich finden, daß und warum Gilm der Sänger naturbeseelter Heimatlieder werden mußte, da er eben mit den feinsten Fasern seines Seins in Tiroler Erde wurzelte, weshalb man auch mit gutem Recht behauptet hat, sein Lied atme Tiroler Erdgeruch.**) Und gerade, weil Gilm so innig an seinem Vaterlande hing, mußte seine sonst so kußselige, weinfreudige Muse sich mit dem

*) Veröffentlicht in „Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt.“

**) Theophil Zolling: „Ein Tiroler Dichter“ in der „Gegenwart“ 34. Band S. 330.

Schwerte des Geistes umgürten und Front machen gegen jene Finsterlinge, welche die Nacht in die Thäler Tirols bringen wollten und das „freche Licht“ haßten. Seine Muse erkannte:

„Der Dichter muß voran! Wie einst die Wolke
Vor Israel, muß er vor seinem Volke
Der wüsten Zeiten kund'ger Lotse wandeln.
Gesang ist Blüt' und ihre Frucht das Handeln!
Im Buche der Geschichte könnt ihr lesen,
Daß jede That zuerst ein Lied gewesen.“
(S. 157.)*)

Und so nahm seine seelenvolle Muse das Lied „aus dem Blütenkelch der Zeit“ (S. 26), ohne ihr Haupt mit der phrygischen Mütze von 1789 zu bekleiden; denn Gilm war kein revolutionärer Dichter, sondern ein monarchisch gesinnter Poet.

---

*) In merkwürdiger Übereinstimmung hiermit sagt Herwegh: „Das harmloseste Lied ist, wenn man Konsequenzen daraus ziehen wollte, hochverräterisch. Eine Seite der Freiheit wird der Welt nie verloren gehen, und das ist die Seite, welche sich in den Sängern der Völker herangebildet; die Subjektivität wird ewig Protest einlegen gegen jegliche Beengung durch die Objektivität. Mit dem ersten Dichter wurde der erste Protestant geboren“ — (Herwegh, Nachlaß a. a. O.) und bei Pichler „Zu meiner Zeit“ (S. 187) lesen wir (Brief Michael Stotters an Pichler): „Die Liedertafel lebt hoch, höher als je. Jede schöne That war zuerst ein Lied, das ist der Humor davon: die lieben Pariser wußten ihr ‚Allons enfants‘ schon auswendig, als sie die Bastille stürmten.“

Zu einem Gegner des herrschenden Regimes ward er geradezu erzogen. „Wenn in meiner Erziehung“ — heißt es in einem Wiener Briefe Gilms — „nicht gar so plump zu Werke gegangen worden wäre, wenn die Abgeschmacktheit nicht gar so nackt hingestellt, wenn die schöne Lehre Christi nicht gar so verh . . . . worden wäre, ich hätte nicht so früh — ein halbes Kind — den ganzen Katholizismus über Bord geworfen.“ Namentlich mußte seine bereits gekennzeichnete Gymnasial- und Universitätszeit die Opposition in ihmwecken und fördern.

Durch all dies wird uns der Jubel Gilms verständlich, als er während der Märztage 1848 sagte: „Ich beneide die jungen Studenten: vollkommene Lehrfreiheit ist gewährt; das ganze Erziehungssystem als Knechtschaft, Geißel und Fessel in das Grab gelegt.“ Aus diesen Ursachen heraus wird man ferner sich nicht wundern, Gilm auf Seite der Opponenten gegen die Metternichtigkeiten zu finden. Die Jugendzeit zeichnet den Grundriß zum Charakter des Mannes. Und mag sich unser inneres Sein in den buntgestaltigen und wechselvollen Irrungen und Wirrungen des Lebens auch vielfach modeln, die Neigungen und Abneigungen, mit denen die Jugendzeit unsere Seele gesättigt, wogen noch oft in unseren Gesinnungen und Thaten auf und nieder, wenn wir die Mittagslinie des Lebens überschritten, welchen Gedanken Emanuel Geibel in einer Ode so ausdrückt (V. Band S. 68):

„Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
Doch waltet machtvoll über dem Scheitel uns
Der Stern der Kindheit fort, und ewig
Zwingt uns die Seele das früh Geliebte."

Sicher ist, daß Gilm nicht der Mann geworden wäre, als welcher er vor uns dasteht, der Mann, in dessen Liedern die Freiheitsglocke läutet und Sonnenlicht im Kampfe mit den Schatten trüber Geistesnacht liegt, hätte nicht schon die Jugend ihn in das drückende Joch religiöser Unduldsamkeit und jesuitischen Fetischismus eingespannt.

Endlich müssen wir noch zur richtigen Erfassung des Lebensmilieus Gilms einer andern Konstellation in seiner geistigen Entwickelung Erwähnung thun: der Einwirkung seelenverwandter Naturen. Genannt seien in dieser Hinsicht namentlich Senn, Schuler, Streiter, Lentner.

Johannes Senn, ein Opfer des Vormärzes in Österreich, ward am 1. April 1792 zu Pfunds in Tirol geboren. Seine Mutter starb kurz danach, weshalb er später voll schmerzlichen Ingrimms zu sagen pflegte: „Meine Mutter hat mich in den April geschickt und ist dann aus der Welt geeilt." Sein Vater, der demokratische Grundsätze offen aussprach und die Privilegien des Adels und des Klerus in der tirolischen Ständeversammlung bekämpfte, starb in Wien, wo sein Sohn Rechtswissenschaft studierte. Johann ward mit Feuchtersleben und Franz Schubert bekannt, der einige seiner Gedichte komponierte, so Senns berühmtestes Tirolerlied: „Der rote Tiroler

Adler.“ In Wien stöberte die Polizei eine angeblich staatsgefährliche geheime Studenten-Vereinigung auf. „Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815 hatten auch in Österreich,“ sagte Senn später, „eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter anderm hatte sich damals in Wien, gleichsam instinktartig, ohne alle Verbindung, ein großartiger, geselliger Kreis von jungen Litteraten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammen gefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen, und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute. Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staate ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblhoff*) Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten, und sang Johann Mayrhofer seine Gedichte, bei denen nachher Feuchtersleben Patenstelle vertrat, anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist.“ Die Unschädlichkeit dieser Vereinigung stellte sich bald heraus. Allein in den

*) Doblhoff kam 1848 im Gefolge des Kaisers Ferdinand I. nach Innsbruck und wünschte seinen ehemaligen Lehrer zu begrüßen. Senn jedoch ließ sich entschuldigen, denn er habe keine ganzen Stiefel, und so möchte sich der Herr Minister seiner wohl schämen. Doblhoff schickte Geld und sah Senn nicht, berichtet Prem in seinem Aufsatze „Johannes Senn.“

beschlagnahmten Büchern fand man die Notiz eines Freundes über Senn: „Ich halte Senn für den einzigen, der imstande wäre, für eine Idee zu sterben.“ Diese Äußerung genügte, um den so Gekennzeichneten als einen gefährlichen Kopf zu betrachten und ihn auf 1¼ Jahre ins Gefängnis zu bringen.

Da erst ward er straffrei befunden; der Richter nannte ihn sogar ein Genie. Er ward nach Tirol abgeschoben. Mittellos und aller Einkünfte entblößt, suchte er seinen Unterhalt kümmerlich mit dem Erlös von Abschreiberarbeiten zu fristen, wurde 1827 Kaiserjäger, focht im Karbonarifeldzuge in Italien, mußte dann jedoch als Unterlieutenant wegen Kränklichkeit seinen Abschied nehmen. Seine Pension belief sich auf 200 fl. „Ich stehe zwischen den Ruinen meines Lebens,“ schrieb er einem Freunde. Von nun beginnt ein dumpfer Verzweiflungskampf mit dem Dasein, ein Kampf, der ihn oft zur Rumflasche greifen ließ. In Salzburg war er eine Zeitlang Diätar bei dem späteren Statthalter Fischer, dann betrieb er eine Winkeladvokatur in Innsbruck. Immer aber lebte in ihm noch sein prometheischer Trotz gegen das Schicksal, sein titanischer Geist, der schwere philosophische Probleme im Hirn wälzte und sich wie zu Wien in Schellings, so jetzt in Hegels Phänomenologie einbohrte. Seinen Bekannten warf er oft eine philosophische Nuß hin, an der sie sich die Zähne ausbeißen konnten. Dante und Macchiavelli interessierten ihn in dieser Zeit ebenso lebhaft wie religiöse Studien, denen er nachging. Als er das Leben Jesu

tiefer studiert hatte (angeregt durch David Friedrich Strauß), schrieb er: „Die Geschichte umfaßt den Lebenslauf des Individuums, aber die Lehre konzentriert sich in der Idee, daß der Mensch an sich mit Gott identisch ist." 1838 erschienen seine „Gedichte" bei Wagner in Innsbruck, nachdem die Censur ihnen nicht gerade die schmucklosesten Federn ausgerupft hatte. Die Überfrommen im Lande betrachteten ihn als einen Geächteten. „Eine alte Betschwester pflegte sich zu bekreuzen, wenn sie an ihm vorüber mußte" (Prem). Allerdings leicht verständlich: Senns Haß gegen die Jesuiten loderte mächtig und ließ ihn manchen wuchtigen und kecken Wurf gegen sie thun. Prem teilt in seinem genannten Artikel ein bis dahin ungedrucktes Sonett mit, das sich gegen den hochwürdigen Herrn Jakob Propst, einen „bornierten Priester" sagt Pichler, richtet, der als Gubernialrat das Schulwesen in Tirol leitete und eine fleißige Geschichte der Universität von Innsbruck verfaßte:

Pluto.

„Des Orkus Propst bin ich, und Pluto heiß' ich,
Den schwarzen Stab führ' ich mit weiser Hand;
Denn erstens: mit dem Amt kriegt man Verstand,
Und zweitens: mein Hebräisch kann und weiß ich.

Mein Vorfahr war ein Freigeist, lock'rer Zeisig,
Ich bin ein orthodoxer Obskurant,
Das Lichte ist mir billig kontraband,
Mein ganzes Naturell ist fledermäusig

Die Höllenrichter stehn mir zu Gebrauche,
Und fällt es einem bei zu pardonnieren,
Kann ich den Spruch, so oft ich will, kassieren.

Fromm falte ich die Händ' auf meinem Bauche,
Ich schmatze dreimal, rufe: Fade, fade,
Und fällig sind die Geister ohne Gnade."

Von ähnlichem Kaliber ist das Sonett „Der Ultra", das sich gegen den Freiherrn Joseph von Giovanelli richtete, den man für die Seele der reaktionären Bestrebungen in Tirol hielt. Bis ungefähr 1840 suchten Klerikale und Liberale wenigstens vor der Welt friedlich miteinander auszukommen. Von dieser Zeit an datiert jenes erbitterte Ringen um Geistes- und Gewissensfreiheit in Tirol, jener Kampf, dessen Zuckungen noch in unseren Tagen zu spüren sind. Der „eherne" Senn richtete gegen Giovanelli und seine Clique, zu der das hochehrwürdige Censorpaar Moriz und Propst gehörten, eine Reihe geharnischter, haßgetränkter Sonette, rissige und bissige Dinger, die im „Lager der Philister" arge Verheerung anrichteten. Eins dieser Wurf- und Sprenggeschosse ist das oben erwähnte:

Der Ultra.*)

„Ich bin der Zionswächter der Tiroler,
Kein Arg birgt meinem Argusblicke sich,
Die Lärmtrompete blas' ich meisterlich,
Im Bergland widerhallt es um so hohler.

*) Zuerst von Adolf Pichler in Edlingers „Litteraturblatt" II. S. 710 veröffentlicht. Wenn A. v. d. Passer

Nie war der eitle Geist der Zeit frivoler,
Ein krasser Hyperkatholik bin ich,
Des Fanatismus Wut begeistert mich,
Kann ich verfolgen, ist mir um so wohler.

Auf Geisteswerke lass' ich gift'gen Geifer,
Die Zillerthaler spürten meinen Eifer,
Der Kaiser Franz war mir noch zu josephisch.

Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ."

Mit diesen aus Haß geglühten Versen stellte sich Senn in den Mittelpunkt des Kampfes, in dem er unterliegen mußte; denn die Klerisei hatte die Übermacht. Senn ward verdüsterter und verbitterter als je. Sein Elend kennzeichnet er in dem Doppel-Distichon:

Der Thränenlose.

„Thränen, sie fließen nicht mehr! Arm bin ich geworden durch Fülle;
Fülle der Trübsal hat hart mir die Thränen gemacht.
Enge hat die Natur die Thränenwege gebildet,
Und seine Kinder vermag nicht zu gebären das Aug'!"

Nach schwerem Siechtum des Geistes und des Körpers sank er am 30. September 1857 ins Grab. Adolf Pichler widmete ihm im „Tiroler Boten" einen Nachruf, und Freunde setzten ihm einen Malstein. Aber Kirchenfanatismus und Haß der Mucker

(Lewy Hofmann) a. a. O. S. 10 dieses Sonett als „ungedruckt" mitteilt, so irrt er sich mithin.

schändeten noch seine Ruhestätte. Im Herbst 1871 ward dem marmornen Tiroler Adler auf seinem Denkmal der Kopf abgeschlagen und die Platte mit Kot besudelt.

Ich habe den Lebensabriß dieses Mannes, um dessen „felsige, bleiche Stirn wie die Schlangen der Medusa lange schwarze Locken flatterten", und dessen mächtiger Kopf auffallend an den Beethovens erinnerte, um deswillen ausführlicher skizziert, weil er auf Gilms Geisteswelt nachhaltigen Eindruck machte. Nicht nur, daß er Gilm auf Hegel hinwies (die „Sommerfrische in Natters" beweist, daß Gilm sich mit Hegels Philosophie genährt), sondern auch auf seine Dichtung und deren Technik — namentlich in der Sonettform — macht sich Senns Einfluß geltend. Einen Einblick in Gilms Beziehungen zu Senn geben folgende Briefe:

Schwaz, am 3. November 1841.

„Lieber Senn!

Menzel werden Sie erhalten haben. Mit dem ‚Subskribenten-Sammeln'*) geht es schlecht Dies ist für mich eine neue Warnung, den Schritt zur Autorschaft nicht zu wagen. Ich habe alles, was nur einigermaßen auf Bildung Anspruch hat, angeredet, und habe allenthalben mit einem recht langweiligen Gesichte ein langweiliges Nein er-

*) Bezieht sich auf Senns Cyklus „Napoleon und das Glück", der jedoch nicht erscheinen konnte. — Diese Briefe Gilms an Senn hat Pichler zuerst in „Edlingers Litteraturblatt" veröffentlicht.

halten. Ich weiß nicht warum sich ein so unaussprechliches Ennui aller Gesichter bemeistert, wenn von Poesie die Rede ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das ganze Publikum in zwei Klassen teile. Der einen ist alle Poesie schon vom Hause aus ein Abscheu, und das hat seinen Grund in der Pfaffenerziehung; die andere Klasse, die sogenannten ‚Aufgeweckten‘ bringen ein Vorurteil mit gegen jedes Buch, das einen vaterländischen Verfasser oder einen vaterländischen Verleger hat. Und man kann das Mißtrauen ihnen nicht einmal verargen. Ich bin nicht gesonnen, an diesen Klippen zu scheitern, wenn ich auch mein Schiff hinausbringen sollte auf die hohe See. Ich bleibe also hübsch zu Hause und werde nur nach Gelegenheit etwas von mir hören lassen, zu meinem Vergnügen. Vor meinen Freunden habe ich kein Geheimnis, und ich werde Ihnen daher die versprochenen ‚Lieder eines Verschollenen‘ nach Gelegenheit schicken. Sollte ich binnen einigen Tagen außer meiner Person keinen Subskribenten finden, so werde ich Ihnen für mich die zwei Zwanziger durch den Boten an das Hellbleugsche Kaffeehaus schicken. Ich bitte Sie auch mit dem ‚Pfadfinder‘ zu eilen, und ihn dem Wohlgemuth zurückzugeben, der ihn mir dann gleich senden wird, wozu ich bereits die Ordre gegeben habe. Wenn Sie sonst etwas wissen, was mich interessiert, und Sie Muße haben, so schreiben Sie nur bald

Adieu. Hermann v. Gilm.

Ortner*) kann seine ‚Tiroler Nibelungen' nur im Auslande herausgeben, und wenn er die Mittel auftreibt, so braucht es von Ihrer Seite nur einige Aufmunterung, und er läßt die eingesperrten Riesen los. Ich bin neugierig es zu lesen. Er wird's mir schicken."

Ein anderer Brief Gilms lautet:

Schwaz 1842.

„Lieber Freund!

Gestern erhielt ich Ihren Brief und die Anzeige, wie lang meine Briefe liegen bleiben. Geben Sie doch bei Riß**) die gemessene Ordre, Ihnen die hinterlegten Briefe gleich zu schicken, oder im Unterlassungsfalle fordern Sie den Briefträger auf, Ihnen die Briefe ins Zimmer zu bringen. Mir liegt immer daran, daß ich gleich von Ihnen Antwort erhalte.

Lieber Senn, das Anliegende ist ein Liebes-Gedicht, es ist der „Verschollenen" eines,***) die ich bald beendet haben werde, und Ihnen dann zur Einsicht und Übergabe an Spindler†) überschicken werde. Wenn Sie das Anliegende zur

---

*) „Ortner ist ein junger Tiroler Künstler, der zugleich dichtete. Ein Heftchen Lieder, das er Gilm widmete, ist nicht mehr zu erfragen. Unseres Wissens starb er vor vielen Jahren in Hamburg." (Pichler.)

**) Riß ist der Name des Kaufmannes, bei dem Senn wohnte.

***) Bezieht sich auf die „Lieder eines Verschollenen." S. „Gedichte" v. H. v. Gilm. S. 43 ff.

†) Spindler, Romanschriftsteller.

Veröffentlichung geeignet finden, so möge es in die Welt laufen. Wenn ich nie meinen Zweck erreichte, so erreiche ich ihn diesmal. Minna Wohlgemuth schrieb mir, daß sie ‚Pfadfinder‘ von Ihnen nicht erhalten habe. Erkundigen Sie sich hierüber, ich bitte Sie. Vielleicht waltet ein Mißverständnis ob.

Der Fasching klingelt; die ersten Schwalben sind bereits angeflogen; es sind dies 2 Nichten des Kreishauptmannes. Anderes Geflügel wird nachziehen. Darunter auch die im Achenthaler Lied gefeierte Mali. O, einfältige Welt!!! Ich bin begierig, etwas über Balduna zu hören. Schreiben Sie bald. Hören Sie! Somit habe ich alles übereinander und untereinander geworfen und beschließe unter Versicherung meiner Freundschaft.

Weil Raum ist, setze ich noch ein Gedicht her, aus den ‚Verschollenen‘.

Herman v. Gilm.“

Von Senn, dem „Grabbe der Lyrik“, empfing Gilm gewissermaßen seine poetische Konfirmation, und nach welcher Richtung hin sich Senns Beeinflussung auf Gilm bewegte, wird der Leser nach den oben mitgeteilten Emanationen der Sennschen Muse unschwer sich selbst sagen können. Gilm äußerte selbst, daß eigentlich erst Senn ihn zum poetischen Bewußtsein gebracht habe. (Vergl. Gilms später mitgeteilten Brief vom 1. April 1845 an Senn.) Schon 1836 apostrophierte Gilm seinen älteren Genossen:

„Gönn', Eichenlaubumkränzter, mir die Gnade,
Daß ich im Gruß dich nenne Kamerade
Und dir die Hand wie einem Bruder reiche.
Auf meiner Brust kannst du geschrieben lesen
Die Narbenschrift, daß ich im Kampf gewesen —
Nur mir zur Nähe grünte keine Eiche." (S. 349.)

Man lese ferner die ebenfalls an Senn gerichteten Gedichte Gilms: „Einen Schritt von dem Billarde" (S. 183), „Und ich zog ihn weg vom Glase" (S. 183), sowie „Predigt ihr nicht schon beizeiten" (S. 183).

Von den übrigen Gesinnungsgenossen, unter deren Beeinflussung unser Dichter heranreifte, sei ferner Johannes Schuler*) genannt. Er war am 11. Dezember 1800 zu Matrei als Sohn eines Marktrichters geboren. Das in Salzburg begonnene Rechtsstudium wurde in Wien fortgesetzt, aber nicht zum Abschluß gebracht. Schuler erkrankte und kehrte nach Tirol zurück. Als Noviz „Innocenz" trat er dann ins Kloster Fiecht bei Schwaz**) ein. Einer seiner intimsten Freunde, E. Enk, hatte ihm am 18. August 1822 geschrieben: „Der Freiheit soll sich der Mensch nie begeben, der erst ins Leben treten soll. Das Kloster ist eine Ruhestätte für Greise, nicht für Jünglinge und Männer. Schon

---

*) Vergl. Schulers gesammelte Schriften, Wagner, Innsbruck 1861; die Ausgabe enthält eine unter Adolf Pichlers wertvoller Beihilfe entstandene Biographie Schulers von A. v. Schullern.

**) Vergl. Gilms Gedicht „Kloster Fiecht" S. 116.

der Vorsatz, dort den Wissenschaften zu leben, beweist, daß Du keinen Beruf dazu hast; verzeihe mir, ich halte es für eine Herabwürdigung der Religion: sie will den ganzen Menschen. Du erreichst so keinen von Deinen Zwecken. Zur Wissenschaft fehlt Dir die notwendige Freiheit des Geistes, zum beschaulichen Leben die Einheit der Seele. Es ist etwas Schreckliches um einen unwiderruflichen Schritt! Bedenke Dein Schicksal, wenn er Dich reuen sollte; wie unglücklich müßtest Du Dich nicht fühlen? Und den Menschen kennst Du zu gut, als daß Dir sein Wechsel unbekannt sein sollte. Die Zeit übt eine grausame Macht über uns. Ich selbst bin Dir ein Beweis davon." Schuler fand in der klösterlichen Welteinsamkeit nicht, was er gesucht. Das unterbrochene Studium setzte er, nachdem er Fiecht verlassen, in Innsbruck fort und beendete es in Padua, wo er zum Doktor promovierte. Dann schloß er sich in der Tiroler Hauptstadt einem Poetenkreise an, dessen Bestrebungen einem idealen Geistesfrühling in diesem alpengekrönten Lande glichen. Mit Streiter und Beda Weber gab Schuler gemeinsam einen Tiroler Almanach unter dem Namen „Alpenblumen aus Tirol" heraus. Drei Jahrgänge (1828—1830) erschienen von diesem poetischen Jahrbuch. Fühlten sich diese drei Männer und ihre Strebensgenossen auch in erster Linie als Tiroler und galt ihr Wollen und Können auch zuvörderst dem Heimatlande, so suchten sie doch einen „idealen Zusammenhang mit Deutschland" zu vermitteln. Zu ihnen gehörten —

außer dem genannten Triumvirat — z. B. Magnus Beyrer, Joseph Lama, Simon Strobl. Wie jugendlich ideal beseelt Schuler sich diese Vereinigung dachte, zeigt sein Brief an Beda Weber (17. Januar 1824): „Freund, glauben Sie mir, ich liebe mein Vaterland nicht weniger als Sie; wenn mir Gott auch nicht die Gabe verliehen hat, mein Gefühl in glühende Lieder zu ergießen; aber darin liegt eben mein Jammer. Ich habe mich in die schönsten Träume künftiger Geistesgröße gewiegt! ich habe in meinen Zeitgenossen mit Jauchzen einen zweiten Göttinger Verein gesehen, dem Hölty, die Stolberge und so viele andere Unsterbliche entsprossen; seit sechs Jahren habe ich in diesem Traum gelebt; aber täglich stellt sich in mir mehr und mehr seine Nichtigkeit dar, eine Rakete um die andere, ein Brillantfeuer nach dem andern erlischt, und ich sehe nur das hölzerne Gerüste, an dem so viele tausend Feuer mit den Sternen wetteifernd spielten?“ *) Gleichsam eine Ergänzung dieses Leitgedankens und zugleich eine kompetente Illustration des Partikularismus jener Tiroler Poeten scheint mir Schulers Äußerung zehn Jahre später: „Ich will meinen Landsleuten nicht unrecht thun, aber bisher habe ich immer mehr Fähigkeit des Machens — d. h. technische — an ihnen entdeckt, als Geist und tiefes Gemüt in der Auffassung und Komposition. — Gott besser's! — Das scheint überhaupt unser Los und dürfte mit

*) Diese wie die nächsten Briefe sind zuerst von Pichler in „Edlingers Litteraturblatt“ veröffentlicht.

der Natur unseres Landes zusammenhängen. Unsere Natur, nämlich die, in der wir leben, und die uns umgiebt, ist genial, dafür sind wir in der Regel höchstens talentvoll; wir können unsere kühn getürmten Berge nicht übersehen; daher heftet sich unser Blick gern an die Sohle des Thales. Hohe Berge isolieren den Menschen nach den durch sie gebildeten Thalzügen, sie umgrenzen fast unersteiglich den Thalbewohner, daher dieser so leicht zum Partikularismus, zur Beschränktheit neigt; der enge Fleck, auf dem er lebt, wird ihm die Welt. Diese Ansicht von der Denkart meiner Landsleute ist es, welche mich größtenteils der Bearbeitung der tirolischen Geschichte*) abgeneigt macht. Jeder möchte viel lieber die Geschichte seines Dorfes als die des Landes. Deshalb haben wir auch bisher nur unbedeutende Monographieen und keine Geschichte. Für eine solche hat der größte Teil noch keinen Sinn"

Die in den „Alpenblumen" vereinigten Tiroler Dichter bilden sozusagen den poetischen Vormärz; man könnte sie — nach dem Vorbilde von „Jungdeutschland", zu dem manche der obengenannten Mitarbeiter an dem Almanach jedoch eine ablehnende Haltung einnahmen, wie noch gezeigt wird — „Jungtirol" nennen. Dem Autorenverzeichnis der „Alpenblumen" gehörten ferner J. Thaler, Pius Zingerle, und auch Senn (letzterer anonym mit seinem gedanken-

*) Schuler hatte, Anregungen Giovanellis folgend, die Absicht gehabt, eine Geschichte der tirolischen Ereignisse von 1809 zu schreiben.

wuchtigen Sonett „Macchiavelli") an. Alois Flir, zu der Zeit Mediciner in Wien, charakterisierte den Almanach treffend „als den ersten Ansatz der neu beginnenden, freieren, selbstthätigen Bildung, von wo aus dann diese immer höher und weiter sich entwickeln und ausbreiten werde". Die Aufnahme, die das Jahrbuch bei den Klerikalen im Lande fand, kennzeichnet Adolf Pichler dahin: „Sie (die Klerikalen) ahnten jedoch bald mit dem ihnen eigentümlichen feinen Instinkt die Gefahr, welche diese so harmlosen, von der Censur gestutzten Büchlein durch das Erwecken geistigen Strebens über sie brachten." Beda Weber äußerte 1828 für ihn sehr charakteristische Worte in einem Schreiben an Schuler, das weiter unten abgedruckt ist. Man darf den Leuten vom Schlage der Giovanellis ihre hämische Freude schon gönnen, als das Album wegen Überflusses an Interessemangel 1830 sein Erscheinen einstellte; denn der Geistessame dieses Unternehmens fiel auf fruchtbaren Boden, wie auch Joseph Streiter mit gutem Grunde sagte: „Das Unternehmen erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt."

Wie sehr Gilm mit diesen Geisteskämpen harmonierte, beweist sein Gedicht-Cyklus „Jungtirol" (S. 184—186), wo es zum Schluß heißt:

„Mit den Worten: ‚Jung-Tiroler!'
Steht dein Lebensglück in Frage;
Aber mir war niemals wohler,
Als seit ich die Fahne trage.

Dunkel mag mein Name bleiben,
Glänzt das Lied nur hell und heiter,
Auf mein Grab sollt ihr mir schreiben:
„Jung-Tiroler' und nichts weiter." (S. 186.)

Eine Professur in Innsbruck, nach der Schulers Wunsch stand, konnte der ehemalige Klosternoviz erst im Jahre 1849 erlangen. Steub markiert die Bedeutung dieses Mannes für Tirol — und damit rücken wir unserm Hauptthema näher — so, daß er sagt, was früher Goethe für Deutschland, das war Schuler für Tirol: „Der Vertraute aller jungen Dichter, der Ratgeber aller Schaffenden, der Richter über alle ihre Schöpfungen. Er stand im Lande wie ein Maibaum, an dem alle die jungen Streber, die auf schönere Tage hofften, emporzuklettern trachteten. Alle die mancherlei Keime, die aus dem kalten Boden sproßten, suchte er an seinem warmen Herzen großzuziehen." Daß er nach den Märzereignissen nicht alle an seine Persönlichkeit und an sein Wirken als Mitglied von Parlamenten geknüpften Hoffnungen erfüllte, daß er, der Versöhnliche, Frieden suchte und hier und da sogar zum Rückzug blies, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Das Verdienst des einstigen Redacteurs am amtlichen „Tiroler Boten" und des durch F. Giovanelli 1831 zum ständigen Archivar ernannten Mannes bleibt immer des Andenkens wert. Er starb am 12. Okt. 1859, just, als er ein neues Frührot für Österreich prophezeite. „Jetzt", sagte er an seinem letzten Tage, „jetzt käme meine Zeit! Nur drei Jahre möcht'

ich noch leben — nur drei Jahre!" Drei Stunden später war er tot. Sein persönlicher Einfluß war stärker und nachhaltiger, als sein poetisches Können, das sich namentlich in drei Erzählungen äußerte von denen „Jakob Stainer, der Geigenmacher zu Absam" zuerst Erwähnung verdient. Unmittelbar hat Schuler nicht in Gilms Werdegang eingegriffen; aber er ackerte das Feld vor, auf dem unser Dichter später schöne Früchte zog: Beweis: Gilms „Jungtirol"-Cyklus. Schuler achtete Gilm sehr hoch und machte z. B. Adolf Pichler mit den Poesieen des „Allerseelen"-Dichters im Jahre 1844 bekannt. Wie hoch Gilm den Goethe Tirols schätzte, zeigt sein Brief an letzteren:

Bruneck, den 3. April 1843.

Euer Wohlgeboren!

Die Abreise des Herrn Gubernialrates v. Kern war für den ganzen Kreis Pusterthal ein schmerzliches Ereignis. Man hat von jeher den Kummer einer Nachtigall und die Kindesnot eines Sperlings poetisch gefunden, aber den Schmerz des Volkes ist man vornehm zu ignorieren gewohnt. Daher ist alle unsere Poesie so unerquicklich. Ich habe die „Lieder aus Tirol" von Beda Weber mit Unmut aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glauben desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu

weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Prozeß der Verwesung zu führen. — Beda Weber ist ein Auferstehungsdichter. Der christliche Weltschmerz ist um kein Haar besser, als der von Byron und Heine. Er ist ebenso egoistisch und ebenso unfruchtbar in seinen Resultaten. Die Censur ist keine Entschuldigung für diese Dichter ohne Haß und ohne Liebe. Man muß schweigen. Die Stille ist die unerträglichste Strafe. Aber diese vorlauten Schwätzer verderben alles, und das sterile System rühmt sich poetischer Befruchtung.*) Euer Wohlgeboren erlauben, daß ich diesen Worten meine Abschieds-Sonette an den Gub.-Rat v. Kern beilege und mir vorbehalte, eine Sammlung meiner neuesten Pusterthaler Lieder Euer Wohlgeboren zu übersenden. Ohne äußere Anregung, ohne Aufmunterung, ohne Kampfplatz und in der Einsamkeit des geheimnisvollen Spieles der Phantasie ist es ein erquickender Trost, sich der Teilnahme Euer Wohlgeboren schmeicheln zu dürfen.

In Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ergebener Hermann v. Gilm.

Auch der folgende Brief Gilms an Schuler ist ein Beweis für die Hochachtung, die der Sänger der Jesuitenlieder seinem älteren Genossen entgegenbrachte:

*) Ein hier folgender Passus Gilms über Jung-Deutschland ist weiter unten mitgeteilt.

Bruneck, den 12. Oktober 1844.

Euer Wohlgeboren!

Ich habe mich an Dr. Streiter gewandt, um von ihm ein gedrucktes Exemplar meines Gedichtes „Die Liedertafel und die Jesuiten in Innsbruck“ *) zu erhalten, und derselbe hat mich an Sie gewiesen. Ich ersuche Sie daher, mir dasselbe baldmöglichst zukommen zu lassen. Fenners Handlung war kein litterarischer Diebstahl, das Poem war eine herrenlose Sache, eine verlassene Waise, ein ausgestoßenes Kind, dessen sich jeder bemächtigen kann, der Mut und guten Willen hat. Mich hat's gefreut, der Sache wegen, meine Person kommt gar nicht in Betracht, und meine Dichtereitelkeit ist längst in der Vaterlandsliebe aufgegangen. Ich hätte noch mehrere solche Kinder, die barfuß die Wälder durchlaufen und einen Vater suchen.

Pichler wird nicht mehr in Innsbruck sein. Ich bat ihn, mir sein Buch „Frühlieder aus Tirol“ vor dem Druck zur Einsicht zu übergeben. Ich kenne die Gesellschaft noch viel zu wenig, um damit zu fraternisieren. Maskiert können Sie mich haben, auf jeden Fall. Ich weiß nicht, was Pichlers Willen ist, in dem er mein Ultimatum noch nicht beantwortet.

*) Der später in der Oktober-Revolution in Wien thätige Fenner v. Fenneberg hatte sich dieses Gedicht Gilms angeeignet, und es unter seinem — Fennebergs — Namen drucken lassen.

Gegenwärtig beschäftigt mich ein Drama, das ich „Oswald" nenne, und aus den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprungen ist. Es ist ein dramatisiertes Jesuitenlied. Pichler will es für kein Drama gelten lassen. Ich kann nicht urteilen. In 4 Wochen werde ich Sie bitten, das Ding durchzulesen, es gehört zur tirolischen Geschichte der Gegenwart.

Ich habe niemand, dem ich mich mitteilen kann; was Wunder, daß ich Geister heraufbeschwöre, die mit mir über Dinge reden, die jedem am meisten am Herzen liegen sollen. Zugleich schwebt mein trauriges Schicksal mir immer vor Augen, schattenartig, in diesem Drama sucht' ich es zu fassen, zu inkarnieren und mir und andern zur Anschauung zu bringen. Auf das Nebenblatt schreibe ich ihnen zwei kleine Gedichte, und die Beilage behalten Sie zu meiner Erinnerung. Ich kann sehr unschuldig sein, und wäre es auch in That und Wahrheit, wenn nicht die heillosen Finsterlinge mich zur Verzweiflung brächten. Es ist bald gesagt, der Dichter könne in seiner höheren Region lächelnd und ruhig auf diesen Ameisenkrieg herunter sehen, aber diese Ameisen sind meine Brüder und das Schlachtfeld mein Vaterland.

In besonderer Hochachtung.

Ihr ergebener
Hermann v. Gilm.

Größeren Einfluß auf Gilm als Schuler gewann Joseph Streiter, der unter dem nom de guerre Berengarius Ivo schrieb und Rechtsanwalt in Bozen war. Er ward 1804 zu Paiersberg bei Bozen als der Sohn eines Kommerziellen geboren. Der Vetter seiner frommen, streng kirchlich gesinnten Mutter war — Joseph v. Giovanelli; das erklärt manches in der Erziehung des jungen Streiter: daß er beispielsweise in die Obhut des von Franziskanern geleiteten Gymnasiums zu Bozen kam, die sich nicht schlecht entsetzt haben mögen, als sich das Kind ihrer Betstunden und mönchischen Askese später als ein erbitterter Feind der Jesuiten und ein warmer Freund des Protestantismus entpuppte. Scharf und schneidig zog der pekuniär unabhängige Rechtsanwalt aus Bozen, ein unentwegter Kämpfer für Aufklärung und Liberalismus, in seiner Schrift „Die Jesuiten in Tirol"*) gegen die Loyolianer vom Leder. Durch diese Publikation stellte sich Streiter in die vorderste Reihe der freien Geistesritter des damaligen Tirol, und treu und unerschütterlich hat er bis zum letzten Atemzuge an diesen Prinzipien festgehalten. 1861 ward er, nachdem er auf ausgedehnten Reisen nach Wien, Dresden, Berlin, Köln, Stuttgart, München, Bern, Genf, Turin, Mailand 2c. seinem tiefen Kunstinteresse Befriedigung zu verschaffen gesucht, zum Bürgermeister von Bozen gewählt und starb am 17. Juli 1873 geliebt und beweint daselbst.

---

*) 1845 anonym bei Hofmeister in Heidelberg erschienen.

Die Beziehungen Streiters zu Gilm erhellen am besten aus dem Briefwechsel zwischen den beiden Poeten; Proben daraus sind in diesem Buche an passender Stelle abgedruckt.

Der dritte unter den Herausgebern der „Alpenblumen aus Tirol", so ziemlich das volle Gegenteil von Streiter, ist Beda (Johannes) Weber. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", schwankt das Charakterbild dieses seltsamen Mannes, der in der Geistesbewegung des damaligen Tirol eine, wenn auch nicht führende, doch näher zu charakterisierende Rolle spielte. Johannes Weber ward am 28. Oktober 1798 zu Lienz*) im Pusterthal geboren, lernte bei seinem Vater das Schusterhandwerk, verließ aber den dreibeinigen Bock und den Spannriemen und trat, angeregt durch seinen ehemaligen Lehrer, einen Franziskanergeistlichen, in das unter Leitung dieses Ordens stehende Gymnasium zu Bozen. Nachdem er seine Probezeit im Kloster Marienburg absolviert, legte er 1821 das Ordensgelübde als Benediktinermönch ab, empfing den Namen „Beda" und fand Aufnahme in der Abtei Marienberg im Vinstgau. Fünf Jahre später kam er auf Veranlassung seines Abtes als Professor an das Meraner Gymnasium, wo er — zwei Jahre abgerechnet — bis 1848 verblieb. Im Sturmjahr 1848 ward er als Abgeordneter des Meraner Bezirkes für das Frankfurter Parlament gewählt.

*) Eine Straße in Lienz ist jetzt nach ihm benannt.

Hier starb er als Stadtpfarrer am 28. Februar 1858. Steub entrollt in seinem „Sängerkrieg in Tirol" (S. 20) folgendes Bild von der äußeren Erscheinung Beda Webers: „Er war 44 Jahre alt, eine hohe, fleischige und daher imposante Gestalt. Sein Gesicht war etwas blatternarbig und die Farbe bleich und gelblich. An den psychischen Ausdruck, der darin lag, erinnere ich mich nicht mehr so genau, daß ich davon reden möchte. Eine gewisse hochmütige Derbheit, ein anspruchsvolles und rücksichtsloses Selbstbewußtsein war aber in seinem ganzen Wesen kaum zu verkennen ... Er trug, wie sich von selbst versteht, den langen schwarzen Talar der Benediktiner, und wenn er über die Gasse ging, einen schwarzen runden Hut. Er wachte mit Sorgfalt über seine äußere Erscheinung. Er ging immer mit gemessenen, würdevollen Schritten durch das Städtchen, Talar wie Hut waren immer fleißig ab- und ausgebürstet, seine Wäsche immer rein. In der Hand trug er gern sein Taschentuch, welches, da er nicht schnupfte, stets blütenweiß war — lauter Erscheinungen, welche ihn von seinen Chorbrüdern sehr merklich abhoben, da diese auf Eleganz viel weniger Wert legten (nur Albert Jäger wurde ihm auch in dieser Beziehung gleichgestellt). Die heilige Messe las er in seiner eigenen Weise, nicht ohne einen theatralischen Anflug. Wenn er sie beginnen sollte, so kam er jeweils hoch aufgerichtet aus der Sakristei heraus und eilte mit gigantischen Schritten auf den Altar zu, gleich als ob er diesen im Sturme nehmen

wollte, ein Auftreten, das seine Schüler hinter seinem Rücken mitunter spöttisch nachäfften. Weit wichtiger aber ist die Beleuchtung des inneren Menschen Beda Webers, wofür die bedeutsamste, weil unmittelbarste Quelle seine Briefe*) sind, die sein zwiefältiges Wesen in seiner ganzen Kraßheit zeigen. Schon zwei Jahre, nachdem er die Ordensweihe empfangen, schreibt er (am 14. Dezember 1823) an Professor Karlmann Tangl: „Die Wirklichkeit engt mich sehr ein, aber das Reich der Ideale ist mein, darin bin ich Kaiser und Papst ohne Beschränkung. In die Gefilde meiner Zauberphantasieen und in die Riesenschlösser meiner kühnsten Träume kann der Regens mit seiner hundertjährigen Perücke nicht nur nicht hineinsteigen, sondern er weiß nicht einmal ihr Dasein und wenn's sein muß, betrüg' ich ihn in einer Stunde fünfmal. Hier in Brixen glaubt man allerlei Dinge, von denen Sie schließen werden, daß ich sie nicht glaube, und Sie sind nicht unrecht daran. Aber daß Sie sich von der Pfaffenstupidität und von dem allerdümmsten Aberglauben der hiesigen Stadt keinen Begriff zu machen imstande sind, wollen Sie Gott die ganze Zeit ihres Lebens inbrünstiglich anbeten und lobpreisen." Ein ähnlicher Schmerzensschrei, wobei er, der Sechsundzwanzigjährige, zum Schluß seinen Ruhmesdurst unvorsichtig dokumentiert, ist der an Schuler gerichtete Brief vom 3. Juli 1824: „Lieder und Thatkraft hab ich genug und ein Funke

*) Auch diese Briefauszüge sind zuerst von Adolf Pichler in Edlingers „Litteraturblatt" II. mitgeteilt.

Gottes, rein und unbefleckt, beseelet mich, den keine menschenfeindliche Pfaffenlist und keine irdische Rücksicht in mir erlöschen kann, der lichterloh und unbezwinglich in mir aufbrennt und meinen Beruf mir laut verkündet. Warum soll ich schweigen? Warum soll ich altern in meiner Jugend? Wenn das Taschenbuch nur einmal beginnt: allerlei Wunderliches blüht auf meinem Felde. Am 17. August enden die Prüfungen. Darauf werd' ich Priester und kein Pfaff und gehe nach Lienz, meine erste Messe zu lesen. Alsogleich nehm' ich den ersehnten Wanderstab und gehe über die Gebirge nach Innsbruck; zu Dir, Dir muß ich, und denken müssen wir Gedanken, wie sie jungen Unsterblichen ziemen!" Von Bedeutung ist ferner Webers Brief vom Oktober 1827 an Schuler, worin es heißt:

Meran, den 9. Oktober 1827.

Auch wieder ein Brief an Dich nach langem Stillschweigen. Es ist so ein leidiges Ding, in toten Worten nur halb und unbehilflich sagen, was man dem Freunde so gerne im Feuer der Empfindung hinströmen möchte. Das schreckt mich viel ab, und ich phantasiere desto mehr, das aber auch zu keinem erfreulichen Resultate gelangt. Heute nur den Anfang meiner Gedanken. Giovanelli, das Vieh in Bozen, ist ganz fürchterlich auf unsern Almanach losgebrochen und schickt vor wenigen Tagen einen stolzen Pfaffen nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius Teilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht

und gotteslästerlich. Dein „Liebeswahnsinn“*) wirke zerstörend ins Leben ein; ich hätte eine nicht viel bessere Tendenz und sei heillos; mein Weinlied und die Liebe seien monströs verwegen. Und so tiermäßig weiter. Mir rann die Gall' im Blut, und ich schickte den Emissär mit Schand und Spott aus rasende Wild zurück. Ich habe mit ihm auf Tod und Leben gebrochen und will mit ihm weiter nichts zu thun haben.

In Meran ist der Almanach nicht unglücklich; man liest ihn gern, und seine Abnahme ist mit unserer armen Stadt im Verhältnisse. Man findet nichts Böses d'rin, wie bei den Pfaffen in Bozen, und Deinem „Liebeswahnsinn“ wird von Weltlichen und Geistlichen die unbedingteste Huldigung gezollt, die Deinem Genius gebührt. Aber nur noch folgende Fragen, und beantworte sie bald und gewiß. Erscheint der Almanach auch das nächste Jahr? Erstickt er wohl etwa nicht? Sub rosa wäre es nicht tausendmal gescheiter, Du wärst Redacteur? Streiter läßt sich doch auch endlich in Güte zur Resignation bewegen. Er steht nicht am Platze. Ich arbeite an einer Reisephantasie von Eppan, wo ein Novellencyklus eingeflochten wird, jedem Ezel von Oetzthal zum Schreck. Ein Gemsenjäger im geflügelten Jambus ist fertig. Ich will gerne aus allen Kräften arbeiten, wenn nur eine ehrliche Hoffnung ist.

---

*) Eine Novelle Schulers (vgl. seine „Gesamm. Werke“).

Die Arbeit unterbleibt freilich doch nicht. Aber Begeisterung ist mehr. Ich liebe Dich ganz mit ganzer Seele und ein ganzer Ehemann ist ein unzertrennlicher complexus rerum.

Dein Beda.

Noch elementarer kommt der Dualismus in Weber zum Durchbruch, als er, nachdem er Rom und die dortige Klerisei aus eigener Anschauung kennen gelernt, schreibt (6. April 1832): „Ich müßte in einem Lande leben, wo die Presse frei ist. So hingegen bin ich bannflüchtig oder besser gesagt: ein gebannter eingepreßter Geist, nicht unähnlich einem großen schönen Milchbruder in der Messiade mit der nämlichen zweifelhaften Aussicht auf Erlösung. Nach meiner Meinung krankt der Katholizismus an zwei Hauptgebrechen, die die Zeit nicht heilen, sondern zur Zerstörung des Kerns benutzen will. Das erste liegt in den abgenutzten Formen uralter Kirchlichkeit, die ihren Zweck längst erfüllt hat; von der gleichwohl die zahllosen Gänseriche die Rettung des Kapitols erwarten und das morsche Brettergerüst sorgsam pflegen und von demselben den Völkern zeigen wollen, wie die himmlische Wahrheit gestaltet ist. Aber die Übersichtigkeit der Völker hat aufgehört, sie sehen natürlich vor sich hin und spotten der Mummerei. Die verdammten Schullehrer sind schuld daran. — Das zweite Übel, das bei weitem größere, ist die völlig verkehrte Stellung der Priester. Verschmitzte Despoten haben sie seit Jahrhunderten benützt, die Landesfreiheiten zu zerdrücken, das Volk

in Stupidität einzuwiegen, standesherrliche Besitzer an die Hoftugenden zu gewöhnen. Die Priester sind daher mit den Königen allein auf der tabula rasa entzogener Menschenrechte, sie tragen das Salböl, die Wunden der Bajonette zu betröpfeln und die Heiltropfen werden zum Gift für Geradsinn, Recht und Freiheit. Nun lese ich in den Büchern kluger Männer der ersten christlichen Jahrhunderte, daß der Priester Priester und nichts weiter sein soll; kein Hoftheologiemacher, kein Knecht der Tyrannei, kein Maulpfaff, wie sie aus den Seminarien hervorkriechen. Die Religion muß mit ihren Dienern frei sein, unabhängig von Amt, Stelle, Hofgunst, Gleisnerei. Ohne diese Emanzipation ist an keine Reform der Kirchlichkeit, an keine hierarchische Wiedergeburt zu denken!" Sein religiöses, politisches und ästhetisches Credo enthalten die folgenden Worte Webers: „Wer als deutscher Geist das Mittelalter an den Quellen studiert und mit seinem unerschöpflichen Reichtum vertraut geworden ist, der kann die Reformation nicht anders als mit der tiefsten Verachtung anschauen, die alles das bis auf die Wurzel zerstört hat. Die Emanzipation der Geister, woran mir allerdings sehr viel liegt und die man so gern der abscheulichen Lutheriade auf die Rechnung schreibt, wäre ohne sie um drei Jahrhundert früher ans Licht gekommen. Erasmus ist noch immer weit freisinniger als all' das hosenlose Gesindel. Ich will ein deutsches Reich, ohne 38 Civillisten und Herrscherlinge, und Einen deutschen König; ich will den

ganzen heiligen Lieder= und Lebensfrühling, der in den Nibelungen, dem Heldenbuche, dem Tristan und den Minnesängern aufgeblüht; ich will die andächtige, gottesherrliche Kunst in Münstern und Gemälden — ach, nur in wenigen Resten dem bilderstürmenden Luthertum entgangen! — ich will das warme, off'ne, herzinnige deutsche Leben und Weben, ohne die greuliche Heuchelei der falschen Sittenstrenge, nach Johannes Nariskus mit Recht nicht bloß einem schwarzen lutherischen Gebetbuch=Einband ähnlich, sondern seines Geistes Kind. Die lutherische Toleranz, die lutherische Poesie, die lutherische Wissenschaft ist mir als das allein Heilige ein Greuel und nur soviel wert, als Deutsches und Gutes daran ist. Man muß nicht alle Zufälligkeiten der Zeit, alle gewaltigen Riesenschritte des ungebändigten Menschengeistes dem niederträchtigen Luthertum (diesem ganz undeutschen, bengelhaften, negierenden Zerrbilde) aufrechnen. Den Papst und seine Pfaffen mag ich auch nicht; dazu brauch ich aber kein Luthertum, ich habe an Konstanz, Basel und Ems genug. Und mich vom Christentum, ohne das Deutschheit und deutsches Reich unmöglich ist, durch lutherische Pastoren absolvieren zu lassen, dazu habe ich zuviel deutschen Stolz und herzinnige Gotteslust in der Seele." Das ist der beste Beweis für seinen geradezu wütenden Haß gegen alles, was Protestantismus heißt; dieser Haß war so ziemlich die einzige ehrliche Überzeugung, die er überhaupt besaß. Denn daß er ein Heuchler seiner eigenen Kirche war, beweisen

die mitgeteilten Briefe unzweideutig; zum Überfluß manifestiert er es noch 1842 in den folgenden Worten: „Ich bin einsam, ich bin tot, aber die grauen Nordspitzen schauen mich bedeutsam an wie ihren Freund, und alle Berge grüßen mich als ihren Sohn. Das allein veraltet mir nie. Und je mehr die Welt mich abstößt, desto heimlicher wird mir die Natur, desto göttlicher leuchtet mir die Urkraft aus jeder Knospe. Mir wird ganz pantheistisch zu Mute und ich kann mir nicht helfen. Es singen tausend Stimmen des Lebens aus der stummen stillen Feier der Natur. Meine Kollegen gefallen mir jetzt viel weniger als früher, sie sind roh und ungeschlacht, aber ihr Geträtsch kümmert mich auch nicht mehr; ich muß lachen, was ich einst für ein Gewicht darauf gelegt. Das sind sinkende und gesunkene Sterne! Mein Heil war im Passeier versteckt, ich werde ewig dahin zurückdenken, der gesunde Bergessinn hat mir die verrenkte Nase ins Geleis gebracht. Und was ich einst nicht zu sagen gewagt, das springt mir mutig über den Zaun der Zähne. Heute war Religionsprüfung. Und die ganze Absurdität dieser Prüfung drehte sich um die beiden Sätze: „„Der Mensch ist von Natur zum Bösen geneigt"" und „„die menschliche Vernunft ist durch die Erbsünde ganz verdorben worden."" Ich saß eine Weile still, dann schlich ich weg und hustete den Plunder in das helle aufglänzende Wetter des schönsten Morgens. Solche Dinge glaube ich nicht; daß wir nicht gar zu gut sind, dafür müssen wir

Gott danken. Denn nichts ist stinkender am Menschen, als diese lächerliche Allgüte, wobei alle Moralität verloren geht. Und unser Verstand, oder wie sie sagen, unsere Vernunft kann gar so verdorben nicht sein, weil sie einsieht, was die Esel für Unsinn als christliche Religion herschwatzen. Es steht mit unserer Religionslehre schlecht, weil sie soviel Unsinn tradiert, daß sie den Verstand und die Vernunft ableugnen muß." Einige der schärfsten Ausdrücke hat Pichler noch gemildert. Aber so sehr man diesen innerlichen Renegaten auch verurteilen mag, etwas wie Mitleid fließt dem Leser bei der Lektüre des obigen Bekenntnisses doch in die Seele. Das allerdings ist die Schuld und der Fluch seines Lebens, daß er die Kutte, unter der sein heißes, sinnlich liebendes Herz nicht schlagen konnte, nicht von sich warf, sondern lehrte und vor der Welt zu glauben vorgab, was ihm als Lüge erschien. In dieser Hinsicht geradezu abstoßend wirken würden die folgenden Worte, wenn uns hier nicht ebenfalls ein gewisses Mitleid bannte: „Mein Unglück ist der Zustand von Marienberg, er wird mit jedem Jahre schlechter, auch gute Kräfte verdummen im ewigen Gerede vom Geist des heiligen Benedikt, der im Grund nichts anderes war als ein . . . Wie kann aber auch ein Geist wie der meinige gedeihen, gedeihen auf einer Lebensbahn, wo er sich nie äußern darf, wie er sich gedrungen fühlt, wo ihn die Heuchelei scheinheiliger Priester so ganz umspinnt, daß auch sein Leben von der nämlichen Heuchelei notwendiger Weise durch-

drungen werden muß. Die Atmosphäre ist ansteckend. Wer sich längere Zeit darin bewegen muß, glaubt am Ende an die unselige Rolle, die er gegen seine Natürlichkeit mit allem Aufwand von Kraft und Scharfsinn spielen muß. Das ist eine alte Geschichte." Gewiß: Das Wort ist wahr, daß das Schicksal aus uns macht, was wir aus uns selbst machen. Gewiß: Weber hat sich mit diesen Worten selbst das Vernichtungsurteil gesprochen. Aber der Macht der Verhältnisse stehen wir oft genug waffenlos gegenüber. Als Schriftsteller interessiert uns Beda Weber hier vorwiegend als Dichter; seine übrige litterarische Bethätigung lassen wir daher in diesem Zusammenhange außer acht. Sehen wir von seinem Mitwirken an dem „Alpenblumen" ab, so schwebt der Poet in seinen späteren Leistungen fast immer in mystischen Weihrauchwolken; denn er schwenkte ins Lager der Klerikalen ab, wenigstens vor der Welt. Nur selten konnte seine schwungvolle und elastische Phantasie ihn aus dem Nebelmeer des Schwulstes und der himmlischen Narkose zu freier Höhe emporheben. Eine Probe der letzteren Art ist das den „Vormärzlichen Liedern aus Tirol" *) (Frommann, Jena 1850) entnommene

In statu quo (1846).

„Wunderherrlich ist's bestellt
Auf der schönen Erde,
Selbst die steile Alpenwelt
Hat nicht viel Beschwerde.

*) 1842 hatte er bei Cotta die „Lieder aus Tirol" publiziert.

Denken macht uns keine Not,
Censorernst verhütet,
Daß sich kein Tiroler tot
Über Büchern brütet.

Von des Sandwirts Heldenglanz
Ist uns nichts geblieben,
Als sein alter Rosenkranz,
Wahrlich nicht zu lieben.

Zeugt er auch als Heiligtum
Vom dem Schlachtenglücke,
Blieb er doch für Freiheit stumm,
Ward für uns zum Stricke.

Und wir nehmen's gar nicht krumm —
Stille Opferkälber!
Und vergessen feig und stumm
Uns're Siege selber."

Man würde in diesem freigeistigem Bekenntnisse, das — wie das ganze Buch — anonym erschien, wohl schwerlich den Verfasser der unten mitgeteilten Phrasenwälzereien und des sinnlich-übersinnlichen Unsinns erkennen, wenn man aus den oben abgedruckten Briefen und gegebenen Erläuterungen nicht den furchtbaren Riß in Webers Leben kennte. Daß er seine heiligen Anwandlungen und überfrommen Selbstverzückungen in einer künstlerisch geradezu ungenießbaren Form äußerte, bleibt allerdings eine Sache für sich und zeigt eben, wie sehr er der Manie verfiel. Dafür auch einige Proben. Was mag sich Weber gedacht haben, als er die Worte niederschrieb:

„Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
Zornesblüten! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt!"

In ähnlicher Metaphysik schwelgen die Strophen:

„Unlogisch mich zu nennen
Sind alle drauf und dran,
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht."

In dem Gedicht „Liebesnacht" besingt sich der „stämmige Pusterer" als Christi Braut(!):

„Und all mein Glutempfinden weint,
Zu lieben meinen Herzensfreund,
Der mich in Liebesseligkeit
Zu seiner liebsten Braut geweiht!"

Das ist ein ähnlicher verzweifelter Todessprung der Logik wie der stimmungsvolle Unsinn:

„Das streif'ge Ei des Lieds ranunkelt,
Von dir umglüht in meiner Brust;
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Ans goldene Licht der Frühlingslust!"

„Unser Herr im Himmel wird mich verstehen!“ kann Beda Weber mit Sancho Pansa ausrufen, fügt Pichler hinzu. Die „Lieder aus Tirol“ fanden bei den Zeitgenossen die verdiente Verachtung. Streiter bewunderte in seiner Recension dieser „im vollsten Prunk dunkler Bilder, hochtönender Worte und träumerischer Selbstverzückung“ auftretenden Gedichte des Verfassers „Begeisterungsverirrung, die mit ein wenig Sauerteig von Gefühl das Fremdartigste zu einem Brei knetet und der einfachen Natur die wirren Beziehungen seines Traums aufdringt.“ Wie Gilm über Weber dachte, ist uns bereits in dem an Schuler gerichteten Brief vom 3. April 1843 klar geworden. In Gilms Gedichten findet sich ein Dreistropher „An Beda Weber“, der folgendermaßen lautet:

„Habe Dank Kommilitone,
Daß dein Herz in Liebesflammen
Nach dem süßen Gottessohne
Bräutlich, brünstig schlägt zusammen.

Weil man fordert, daß der Dichter
Stets im Himmel soll verweilen,
Können wir uns ohne Richter
Und wie Brüder darein teilen.

Während du dem Pfirsichleibe
Deines Heilands liegst zu Füßen,
Will ich, knieend vor dem Weibe,
Das Gewand der Mutter küssen.“ (S. 354.)

Beda Weber wird noch oft in einer Angelegenheit mit Gilms Leben in Berührung gebracht, die

hier kurz gestreift werden muß. Nachdem Streiter sich mit Weber, teils aus persönlichen Gründen, teils weil der Benediktiner dem Kreise Görres und Philipps näher getreten war, überworfen hatte, veröffentlichte Streiter in der damaligen Augsburger „Allgemeinen Zeitung" einen Artikel: „Poetische Regungen in Tirol", der das Inland in Aufruhr brachte, was uns heutigestags geradezu in Erstaunen setzt, da der Aufsatz nach unseren gegenwärtigen kritischen Gepflogenheiten nichts weniger als revolutionär war und auch damals in keinem Lande als aufruhrerregend betrachtet wurde außer in Tirol. Das lag an den damaligen Verhältnissen im Lande der Glaubenseinheit. „Damals glich Tirol" — schreibt Pichler — „noch der braven Frau, von der niemand redet, man war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Äußerung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo unbegreiflich erscheint." Streiter lobte sich und seine Gedichte in diesem Artikel, tadelte dagegen die Verszüchtereien Webers und schwieg mit gutem Recht die erbärmlichen poetischen Machwerke anderer Tiroler Jünger Apolls tot. Das gab den Anlaß zu einem „Poetenrummel", den Steub, der in diesen unerquicklichen Streit hineingezogen wurde, ironisch den „Sängerkrieg in Tirol" nennt. (In seinem hier oft genannten gleichnamigen Buch erzählt er den Ursprung und Verlauf dieses nichts weniger als anmutenden Kampfes mit epischer Breite.) Von Meran aus hagelte es Jesuitica, in der „Augsburger

Postzeitung", dem Leib- und Magenorgan der Antiliberalen, erschienen 1844 eine Reihe galliger Artikel, in denen ein widerliches Denunciantentum sein Gift ausspie.*) In diesen angeberischen Aufsätzen ward neben Adolf Pichler, Johannes Senn u. a. auch Gilm, der Verfasser freisinniger Lieder, gestreift, der sich dadurch in seiner Beamtenlaufbahn gehemmt sah und von seinem klerikalen Vater mit Vorwürfen überhäuft wurde. Gilm suchte Hilfe bei Senn. Er schrieb:

Bruneck, den 1. April 1845.

Lieber Senn!

„Wir waren lange Kameraden und sind viele traute Stunden beisammen gesessen. Jahre sind vergangen, und wir stehen wieder Arm in Arm

---

*) Als Verfasser dieser Pasquille war man lange Zeit gewohnt, Beda Weber zu betrachten; auch Steub huldigt dieser Ansicht. Demgegenüber stehen die Urteile des ganz unbeteiligten Geschichtsforschers Matthias Koch, Adolf Pichlers, Schulers und Albert Jägers. Pichler behauptet (Litteraturblatt II), daß diese Aufsätze aus der Giovanellischen Clique flossen und nur ein Artikel, der mit der Fehde in keinem Zusammenhang steht, Weber zum Verfasser hat. Albert Jäger nannte Pichler gegenüber aus zuverlässiger Quelle den Verfasser, ein harmloses Männchen, von dem niemand geglaubt hätte, daß er ein Wässerlein zu trüben imstande sei. Pichler hat dieses Gespräch mit Jäger aufgezeichnet und unter Siegel im Museum zu Innsbruck für eine spätere geeignete Zeit hinterlegt. (Vgl. Pichler „Aus meiner Zeit" S. 229 und Pichlers Aufsatz in der „Montagsrevue" 1883.)

auf dem — Pranger, und über uns weht die verfehmte Fahne Jung-Tirols. Ich weiß, Sie haben grimmig gelächelt, als Sie die Beilage der Augsburger Postzeitung vom 19. v. M. aus der Hand legten. Aber der Dämon der Poesie hat keine Macht mehr über Sie. Sie haben ihn unter die Füße gebracht. Aber ich nicht. Diese Denunziation, diese lebhafte Verleumdung im Namen des Katholizismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas thun und weiß nicht was. Alter Löwe rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht. Verdoppeln Sie meine Schuld. Raten, helfen Sie mir. Sprechen Sie mit Schuler. Ich mag ihm nicht schreiben, weil ich weiß, daß es ihm unbequem ist.

Ich habe seit der Zeit, als ich Sie das letzte Mal sah, vielen Irrtum hinter mir. Mein Streben ist redlich. Fallen muß ich, werd' ich, aber Tirol soll es wissen, wodurch.

Meine Schwester, durch die ich diesen Brief bestelle, kommt Ende der Woche nach Bruneck. Geben Sie ihr einen Brief an mich mit und vergessen Sie nicht den 2. Band Menzels deutscher Geschichte, der noch in Ihren Händen sein muß, miteinzuschließen. Den Tag der Abreise meiner Schwester erfahren Sie durch Dr. Pintzgers Gemahlin. Sollten Sie diese Gelegenheit nicht benützen können oder wollen, so lassen Sie meine Adresse durch fremde Hand schreiben.

O, schütze mich! Hörst du die Geißel schlagen,
Die alte Zeit sitzt wieder zu Gericht;
O, schütze mich, in deine Nähe wagen
Sich ihre frühlingsscheuen Füße nicht.

Ihr

Hermann v. Gilm."

Gilm wandte sich, als er stimmungsdüster in Rovereto seinem brotlosen Praktikantentume oblag und keinen Ausweg aus dieser Beamtendürre sah, an Beda Weber, weil er ihn für den Urheber der verdächtigenden Zeitungsartikel hielt. Er ersuchte ihn, diese Thätigkeit einzustellen, weshalb Lentner seinem Freunde Gilm Vorwürfe machte. — Als Gilm nach Bruneck kam, hatte sich, wie wir aus früher gemachten Darlegungen wissen, genügend Zündstoff in seiner Seele angesammelt. Das traurige Herzenserlebnis mit Theodolinde hatte seinen Haß gegen die Römlinge, die er mit der ihm eigenen Übertreibung für die Zerstörer seiner Liebe hielt, verschärft. Wie ein furchtbarer Herzens- und Schmerzensschrei entpreßte sich ihm das Lied:

„Gebt sie zum Weibe mir!

Gebt sie zum Weibe mir, gebt nur so vieles,
Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
Daß freundlich ich vom Fenster des Asyles
Ein Rebenblatt erblick' und eine Ähre.

Gebt sie zum Weibe mir! Was ihr verschuldet,
Ich will es nimmer an den Himmel schreiben;
Thut, was ihr wollt, so lang's der Frühling duldet
Und diese Berge unbeweglich bleiben.

Gebt sie zum Weibe mir, und ungehindert
Könnt ihr die Nacht in alle Thäler tragen —
Der Gott, der auch den Schmerz des Wurmes lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Gebt sie zum Weibe mir, und nur den Sternen
Vertrau mein Lied ich, will euch nimmer hassen,
Von meinem Weibe will ich beten lernen,
Und meinen Knaben will ich taufen lassen.“ (S. 51.)

Einen edlen Freund gewann Gilm in Friedrich Lentner, einem begabten Maler und Dichter. Wegen seiner schwachen Brust sah er sich genötigt, das milde Klima Merans aufzusuchen. Lentner war ein intimer Kenner tirolerischen Wesens, was aus seinen Schriften hervorgeht; erinnert sei hier nur an seine „Lebenberger Chronika“, sowie an seine Erzählungen*) aus dem Tiroler Volksleben („Der Plattebner und seine Kinder“). Lentner starb bereits 1852 zu Meran. Passer charakterisiert (Allg. Zeitg. [Augsburg] 1882, 28. und 29. Januar) diesen sympathischen Menschen mit den Worten: „Warm und feurig in seinen Empfindungen, begeistert für alles Gute, Schöne und Edle, rücksichtslos gegen sich selbst, wo es galt, anderen zu helfen, voll heiligen Zornes gegen die Lüge und Gemeinheit, paßt er so ganz in seine bewegte Zeit mit all' ihrer Größe und ihren Irrtümern. Wenngleich sein innerstes Wesen nach einem still beschaulichen Leben am Schreibtische, im

*) Vergl. Novellen von J. F. Lentner. Stuttgart 1855. Das Buch enthält außerdem einen von Steub verfaßten Lebensabriß Lentners.

Kreise weniger Freunde, inmitten lieb gewordener Umgebungen verlangt, so stürzt er sich doch kopfüber hinein in den Strudel der politischen Bewegung, nicht etwa um, wie viele andere, für sich Nutzen herauszufischen, sondern nur, weil er mit einstehen möchte für das, was er liebt, was ihn begeistert, weil er die Größe der Zeit, in der er lebt, begriffen hat." Im Rahmen dieser Arbeit von größtem Interesse sind einige Briefe Lentners an Gilm, besonders der Brief vom 17. April 1845 (abgedruckt bei Passer S. 73), worin der Freund unserm Dichter seine Meinung über Gilms Drama „Oswald" kundgiebt und zum Schluß den Lyriker und Menschen Gilm begeistert umarmt: „Ich habe Ihren Oswald als Antwort genommen auf meinen Brief — es läßt sich eine ganz wahrheitsgetreue, auf Ihre Verhältnisse passende herauslesen.... Wenn ich mich über die Aufgabe Ihres Dramas nicht irre, so beabsichtigen Sie, die einfache Geschichte eines modernen Tendenzdichters zu geben, der aus Grundsätzen oder besser gesagt aus Instinkt liberal ist, durch poetische Nebenbedürfnisse, als da auch die Liebe eines ist, wieder in seiner Carriere gehemmt, mittelst anderer ebenfalls phantastisch aufgefaßten Einflüsse, aber der guten Sache zurückgegeben, endlich, wie nicht mehr als billig, in diesen Renegaten-Drangsalen zu Grunde geht. Der Vorwurf ist durchaus nicht undramatisch, im Gegenteil sehr tragisch und hat alle Gründe der Möglichkeit für sich, aber wie mir deucht, nicht in der Form, in welcher Sie diese Alltagssache sich ab-

spinnen lassen. Ich rede da nicht von der künstlerischen; ich meine die Modellierung Ihres Stoffes selbst. Alles, was in Oswald geschieht und besprochen wird, giebt sich in seiner Emphase und Wichtigkeit, die nie auf solche Zustände so absichtlich gelegt werden darf; ich möchte sagen, das Drama kokettiert. Selbst die schöne Seele muß Parade machen, damit man ja die Bedeutung des Stoffs nicht übersehe. Ein Charakter wie Oswald ist allerdings ein außergewöhnlicher, tritt für sich selbst so auf, und beleuchtet auch seine Umgebungen mit dem Kometenlichte seines Wesens; es gab und giebt auch Poeten, deren Einfluß ein selbst momentan schwergewichtiger ist, und die darum mit den großartigsten Staatsverhältnissen kollidieren können. Dennoch möchte ich gerade heute einen Dichter nie als Einzelheit mit solcher gewaltsamer Reformerskraft und als so unentbehrlichen Partisan hinstellen — ich habe an Goethes „Clavigo" die selbstgefällige Wichtigthuerei nicht leiden mögen, mit der er sich als Journalist, Publizist ꝛc. hinstellt und für einen Publizisten in England oder Frankreich etwa — möchte ich eher noch eine so großartige Bedeutung hingeben lassen; für einen Poeten aber — absonderlich einen jungdeutschen muß ich mir im Namen der Poesie diese Ehre verbitten.

Zudem bestimmen Sie die Verhältnisse, die Scenerie Ihres Dramas noch näher; Sie rücken von der ziemlich weiten Arena deutscher, gesellschaftlicher Zustände Ihren Fechter hinauf auf eine ärmliche

Provinzialbühne; wo er bei den ohnehin etwas hohen Kothurnen, auf denen er wandelt, von den allzu nahen Soffitten erdrückt wird, und wenn er gen Himmel deutet, unmaßgeblich sehr komisch wird, weil seine drohende Rechte oben über den Wolken wieder zum Vorschein kommt. Sie wissen zu gut, daß man bei uns Präsidenten mit einem Jesuitenliede wohl wütend machen kann, daß sie aber den Dichter als keine Macht betrachten, mit der man unterhandelt, sondern nur als eine Maschine, die man entweder mit Goldsalbe schmiert, damit sie nicht mehr raßle, oder gar zerbricht." Mit noch deutlicherer Anspielung auf Gilms Lebensverhältnisse, die in „Oswald" geschildert sind, fährt Lentner fort: „In Tirol läßt man für politische Lieder niemand bluten; man läßt die Leute ewig praktizieren, und selbst wenn Ersteres geschähe, würde jenes schöne junge Blut nur den Sumpf vergrößern helfen, in dem die Frösche täglich Morgenlieder quaken und melancholische Unken seufzen. In Tirol darf man Präsidentennichten immerhin lieben, und fürs Heiraten wird man sogar angestellt, selbst wenn man ein paar unbesonnene Sonette geschrieben; man kann sogar rückfällig werden, abermals herweghisch singen — wenn man nur recht inkonsequent bleibt, damit bei den Freiheitsnarren viel Büberei, aber keine Mannheit zu finden sei; dergleichen bleibt alles ungeschoren. Und wenn man selbst einen arretierte und der erstäche sich — in der Wirklichkeit geb' ich's zu, in der Dichtung wird eine solche Wendung lächerlich. Denken Sie sich nur selber:

ein jungtirolischer Dichter, mit dem der Herr Gouverneur parlamentiert — ein solcher, der eine thatkräftige Schar Gleichgesinnter hinter sich hat — der eine reich gewordene Tirolerin heiraten will, damit er ohne Not forttendenzen könne — der am Ende von einem grau und grünen Innsbrucker oder gar gelb und blauen Bozner Polizeisoldaten arretiert wird und sich à la Mortimer zum Märtyrtum verhilft!! — Dinge, die ich in diesem Leben meinetwegen noch erleben will, nie aber gedruckt lesen mag, um nicht an dem Aufkommen eines freisinnigen Gedankens in jenen Regionen zu verzweifeln. Ihr Oswald führt mir nicht genug soliden Bodensatz von Liberalismus mit sich; er sprudelt in unaufhörlichem Perlenregen nach den Wolken, es fällt aber kein befeuchtend Naß in die Furchen der nächsten Äcker. Auch mag ich mir wohl einen Dichter denken, der in der Liebe alle Zwecke vereinigt schauen mag, die er im Leben zu finden hofft; ein Dichter kann auch aus Verliebnis tolle Streiche begehen, aber als Träger einer Partei darf er keine Wetterfahne der Leidenschaft sein — wiederum, wie gesagt, im Leben will ich mir's gefallen lassen, wie ich mir unter dem Monde so mancherlei gefallen lassen muß, aber gedichtet, gedruckt thut mir's weh, da finde ich's ekelhaft. Warum der Welt erzählen: Wir großrednerischen Apostel des neuen Zustandes können auch, wie Figura zeigt, erbärmliche Kerle sein, und über einen weißen Busen ein ganzes Gebirge vergessen, dessen Bewohner wir mit einem Federstrich soeben befreien wollten? Laßt

Menschen kommen, die da kämpfen, straucheln, auch fallen, sogar ganz zu Grunde gehen, und mit einer gewissen Tüchtigkeit, mit einer achtenswerten Kräftigkeit im Guten oder Schlechten; nur keine Hohlheit! — Ihnen selbst muß die Gehaltlosigkeit Ihres Helden instinktmäßig aufgefallen sein, weil Sie ihn zu einem so theatralischen Ende verdammen: Leute seines Kalibers müssen sich erstechen. Einen soliden Freiheitskämpfer hätten Sie unfehlbar auf dem Spielberg müssen enden lassen — dort stirbt sich's viel schöner und viel tausend Herzen lieben den aufgelösten Gefangenen als den verzagenden Brutus, der sich in einen heutzutage zu banditenhaften Dolch stürzt."

Nachdem Leutner auch das Verhältnis der „Mitakteurs" zu Oswald in absprechendem Sinne beurteilt hat, fährt er fort: „Zum Drama also, wie man es, ohne das Ungewöhnliche zu verlangen, finden sollte und finden muß, fehlt Ihrem Oswald so ziemlich alles, selbst zum dramatischen Gedicht, wenn man unter dieser Etikette leichten lyrischen Prosa-Champagner für schweren tragisch-blutigen Burgunder ausgeben darf, wie es manchmal geschieht.

Überdies bin ich für meine Person mit einem modernen bürgerlichen Trauerspiel nur zu versöhnen, wenn es in Prosa spricht. Nur nicht Iffland in Reimen! Da haben Sie eine kritische Standrede! — Aber jetzt lassen Sie sich herzen und küssen, Sie lieber, liedertoller, liedervoller, prächtiger Mensch, für jene Fülle von herrlichen Gedanken und Empfindungen, die Sie in jeder Zeile Ihres Oswald in lyrische

Münze geprägt, in vollwichtigen Goldgulden der Poesie unter die Leute mit beiden Händen auswerfen! Viel hundert Lieder sind in den Theaterkasten eingesperrt; lassen Sie die Dingerchen los, die armen Choristen — jedes für sich allein ist eine Primadonna! In der Gestalt, wie Ihr Oswald ist, dürfte er sich füglich kaum sehen lassen in einem Buche — niemals neben Ihren Liedern! Man würde sagen: Ach, warum hat der Mann eine Komödie haben müssen, wo uns ein Sonett genügt hätte! Man sieht Ihrem Stoffe das Bedürfnis einer dramatischen Bearbeitung gar nicht an; ich las lauter hübsche und viele, viele wunderschöne Lieder, selbst die Strophenfügungen sind schon da! Zerschlagen Sie die Puppe, und es werden von selbst Ihnen die schönsten Liederfalter entgegenfliegen!" Passer fügt in seinem Buche (S. 79 ff.) eine, wie uns scheinen will, glückliche Prallele zwischen Gilm und Lentner hinzu, von der das Folgende hierher gesetzt werden mag: „Bei Gilm ist alles Leidenschaft, bei Lentner alles Gemüt; während der erstere stets bereit ist, ‚in tiefstem Feuerglanz‘ aufzulodern, wirft bei letzterem die Phantasie ‚nur weiche Lichtstreifen‘; Gilm zaubert farbenglühende Wunderblumen der Lyrik mit einem Schlage aus dem Boden hervor, Lentner müht und plagt sich emsig als Ackersmann auf dem Boden der Volkskunde der Geschichte und Sprachforschung; bei Gilm wird alles zum Lied, selbst seine Prosa ‚fibriert in werdenden oder nachklingenden Akkorden,‘ bei Lentner schaut überall der Philologe, der ‚Herr Doktor,‘ hervor, und

selbst zu den Gebilden seiner Phantasie bedarf er als Untergrund eines Häufleins jener Erde, die er gerade durchackert; Gilm ist der Augenblicksmensch, ein paar schöne Augen üben stets eine sieghafte Gewalt aus über ihn, er hat eine unwiderstehliche Freude am heitersten Lebensgenusse, wie ein Schmetterling gaukelt er von Blume zu Blume, von Genuß zu Genuß, aber wenn er den Donner des Kampfes in der Ferne hört, dann springt er auf, greift zum Schwert und haut mit wuchtigen Hieben um sich, bis er wieder stille wird und er zurücksinkt in den Arm der Liebe; Lentner dagegen findet seine Lebensfreude in den innersten Tiefen seines unendlich reichen Gemütslebens, in der Harmonie weniger gleichgestimmter Seelen, im stillen, beschaulichen Genießen einer großartigen Natur und in emsiger, zielbewußter Arbeit für seine Überzeugung, seine Ideale. Und trotz dieser mannigfachen Unterschiede war das Wesen der beiden doch aufs innigste verbunden, und die Sympathie, welche sie sich entgegenbrachten, wurde vielleicht gerade deshalb vermehrt, weil sie sich bewußt waren, daß einer den andern in glücklicher Weise ergänzte."

Hält man alle im zweiten Abschnitt dieses Buches mitgeteilten Thatsachen zusammen, so erkennt man die Konstellation der poetischen Litteratur Tirols, als Gilm auftrat, und die Hauptquellen, die Gilms Seele mit leidenschaftlichem Widerspruch gegen das Geistesregime in Tirol speisten. So wurde Gilm politischer Zeitdichter: die „Alpenblumen"

sowohl, wie die Einflüsse eines Schuler, Streiter, Senn, Lentner, ja, selbst die eines Beda Weber hatten ihre Früchte getragen. In diesen poetischen Frühling Tirols trat nun Gilm als ein willkommener Sänger ein. Er wandte sich gegen die Thätigkeit des Landtages, der den Jesuiten große Rechte einräumte, und gegen die jesuitische Hierarchie, die von Metternich begünstigt wurde. Mit beißendem Hohn schildert er den „Tiroler Landtag" (S. 75): In Innsbruck tagen die Gesetzverfasser und erbitten, die Not des Volkes verhöhnend, von Seiner Majestät unterthänigst die Jesuiten. Im V. Sonett heißt es:

„Und wieder tönt die Glocke, Ruh' zu schaffen,
Doch sieh, da naht mit flehender Gebärde
Ein Greis im Lodenrock; — die Väter gaffen
Ihn fragend an, was er begehren werde.

‚Ich stand mit Hunderttausenden in Waffen,
Zum Schutz dem deutschen Recht, dem deutschen Herde,
Nun stehlen welsche Lehrer, welsche Pfaffen,
Heimtückisch Stück um Stück von unsrer Erde.'

Der gute Mann beliebe abzutreten —
Wenn wir nur an dem Glauben nicht gelitten,
Hilft uns der liebe Gott aus allen Nöten!

Ob deutsch, ob welsch, wenn wir nur fleißig beten,
Und darum wollen wir uns jetzt erbitten
Von Seiner Majestät die Jesuiten!" (S. 75.)

Das Schlußsonett voll stachlichten Spottes lautet:

„Wir haben sie, nach denen ihr gerufen —
Nun schützet sie, sie können es verlangen,
Vor all dem Vieh, das hungernd weggegangen,
Vor Rinderhörnern und vor Rosseshufen.

Schützt sie vor der Empörung in den Kufen,
Den Winzerinnen, die mit glüh'nden Wangen
Die Freiheit des Tiroler Weines sangen
An ihrer Häuser rebumrankten Stufen.

Schützt sie vor unsrer Flüsse bitterm Grollen —
Schützt sie vor der Lawine Niederrollen.
Der waldberaubten Berge Hochgericht!

Schützt sie vor deutschem Geist und deutschem Grimme,
Schützt sie nun vor des Weltgewissens Stimme,
Vor meinen Liedern schützet ihr sie nicht!" (S. 76.)

Die Jesuiten selbst schildert Gilm folgendermaßen:

Der Jesuit.

„Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es redet nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh
Und hat ein fahl Gesicht;
Es drückt beim Tag die Augen zu,
Als es beiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesu trug ein farbig Kleid,
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesu trug ein wallend Haar,
Und seine Wang' war rot,
Und Jesus offnes Auge war
So frei — wie sein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum,
Da lehrt' er sein Gebet
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genezareth.

Drum, seh ich solchen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch solch wüstem Ding
So schönen Namen leihn." (S. 70.)

Daß der junge Praktikant ohne festes Amt diesen galligen Ausfall gegen die Gesellschaft Jesu, die mächtige Partei im Lande, nicht drucken zu lassen wagte, kann uns nicht wundernehmen. Er gab seinen Freunden aber Abschriften davon, und in der Form eines fliegenden Blattes wurde ‚Der Jesuit' in manchen Kreisen bekannt. Adolf Pichler hörte es sogar zwischen Innsbruck und Hall von einem einfachen Handwerker deklamieren. Als am 25. April 1843 die Grundsteinlegung des Jesuitenkollegiums zu Innsbruck gefeiert wurde, sang Gilm (S. 72):

„Doch mag die Erde, mag der Himmel schweigen,
Ich schweige nicht! Ergreift den ersten Stein,
Senkt ihn hinab, laßt Weihrauch drüber steigen
Und spritzt ihn mit geweihtem Wasser ein!
Du Fürst der Kirche nimm die Maurerkelle
Nunmehr zur Hand, gieb auf das Handwerk acht
Und wirf den Mörtel kunstrecht an die Stelle,
Und sage nun, was Großes du vollbracht!

Ein Meisterstück! Weißt du, was du begraben?
Des Landes Tugend und des Landes Wohl,
Die Seligkeit von vielen hundert Knaben,
Die Hoffnung und den Frühling von Tirol!
Da liegt der Duft von dunklen Föhrenwäldern,
Die Heimatshütte noch am Wasserfall,
Der Jubel und die Lieder auf den Feldern,
Die wilden Rosen und die Nachtigall!

Verweile noch; noch einmal nimm die Kelle!
Ich weiß, ihr haßt den Dichter und das Lied.
Nehmt mich und legt mich an des Steines Stelle,
Der Abend naht, ich bin des Lebens müd':
Wenn diese Mauern fallen und wenn wieder
Ein Morgensturm euch fegt aus diesem Land,
Die Toten auferstehn — dann sind die Lieder,
Wie sie die Freiheit braucht, gleich bei der Hand."

Von echt Gilmschem Seelenatem genährt ist auch das kleine Gedicht:

Ein Hindernis.

„Es geht durch's blühende Heidenfeld
Mit klösterlichem Schritt,
Mit breitem Hut und weitem Gewand
Ein langer Jesuit.

Ein alter kahler Tannenbaum
Am Waldessaume steht;
Der spricht für sich: „Könnt' ich vom Platz,
Ich wüßte, was ich thät!" (S. 73.)

Auch in den 1843 entstandenen ‚Zeitsonetten aus dem Pusterthal' (S. 153) loht derselbe Haß. Nicht umsonst hat der Dichter diesen zuweilen recht spitzigen Stachelversen das Goethesche Wort vorangestellt:

„Frei will ich sein im Dichten und im Denken.
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein,"

er konnte sie vorläufig nur als Contrebande führen. Seine Mission als politischer Dichter erkennend, singt er in diesen Sonetten:

„Als deutsche Wissenschaft noch glich dem Bache,
Auf dem die Kinder nur aus Kurzweil schiffen,
Als kaum entknospet war noch unsre Sprache,
Voll jungfräulicher Armut an Begriffen,

Wahrlich, da war's, mit Jesuitenkniffen
Die Menschheit zu verblenden, leichte Sache,
Doch wer an ihr gesündigt, hat vergriffen
Sich an der Gottheit, ihr gebührt die Rache.

Jetzt lachen wir! Ihr könnt uns nimmer lenken
Auf euren alten angefaulten Bänken,
Die Fürstengunst mühsam zusammenhält!

Gedanken nur regieren jetzt die Welt!
Und euer Dogma — schaudert nur — enthält
Das einzige Gebot: Du sollst nicht denken!"
(S. 159.)

Und in derselben Sammlung giebt er den Jesuiten den Rat, aus Europa auszuwandern, das über ein gewaltiges Maß gewerblichen Fortschritts und erhabener Geisteserrungenschaften verfügt, was mit den Glaubenssätzen der Jünger Loyolas in unversöhnlichem Widerspruch steht. Der Mönche Weisheit ist Europa längst entwachsen. ‚Drum geht,‘ ruft der Dichter in einer Anwandlung splendider Großmut,

„Die blinden Heiden zu bekehren,
Wir zahlen euch den Dampfer nach den Tropen.“

In dieselbe Kampfesstimmung paßt das schwungvolle an Albert Jäger, Benediktinerpater und Professor an der Universität Innsbruck, gerichtete Gedicht: ‚A. A. J.‘ (S. 347). Dieser hatte am 8. März 1844 im Ferdinandeum in der tirolischen Landeshauptstadt einen Vortrag gegen die Jesuiten gehalten und, fußend auf Urkunden und unumstößlichen Thatsachen, den Orden seiner Gemeingefährlichkeit nach geschildert. Streiter schrieb darüber nach einem Berichte Dr. Stotters: „In Innsbruck haben sich mittlerweile große Ereignisse ergeben. Der Gouverneur (Graf Clemens Brandis) begann im Ferdinandeum mit einer Vorlesung über tirolische Geschichte, die bis auf Ludwig den Brandenburger führte. Dr. Schuler behandelte die Folge bis Max I., Professor Ingenuin Weber die Zeit der Reformation in zwei Vorlesungen, deren letzte wenig Zuhörer fand, da er in der ersten die Jesuiten als Gegengift gegen den Geist der Zeit

gepriesen. Ihm folgte am 8. d. M. Pater Albert Jäger (früher, wie schon erwähnt, Benediktiner zu Marienberg, dann, wie Beda Weber Professor zu Meran und dessen Kollega), dermalen Hofmeister bei den Söhnen Seiner Excellenz, der bei vollgestecktem Saale, in den auch die studierende Jugend Zutritt hatte, zuerst zeigte, wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert neue Orden, Andachten Prozessionen, Sodalitäten, Kongregationen u. s. w. eingeführt wurden und wie dann die Jesuiten das Volk verdummt, Aberglauben und Hexenprozesse befördert, die Universität verdorben, den Adel verzogen und die Landesfreiheiten untergraben hätten. Mit Ausnahme einiger wütender Jesuitenfreunde war alles begeistert, stürzte auf den Redner zu, drückte ihm die Hände, umarmte ihn, und mehrere Tage lang war an allen öffentlichen Orten von nichts als dieser Vorlesung die Rede. Der Gouverneur ist durch die Duldung so freien Wortes ganz populär geworden. Man preist allenthalben seine unparteiische Haltung.“ Dr. Stotter berichtete auch seinem Freunde Gilm diesen Vorgang nach Bruneck, und Gilm in seiner leicht zu begeisternden Weise apostrophierte Jäger und sang zum Schluß, nachdem er die Muse Tirols hatte klagen lassen.

„Wenn alle andern sich die Hände böten,
Wie Du erfüllten ihre Kindespflicht,
Tiroler Berge dürften nicht erröten,
Wenn man vom deutschen Geistesleben spricht.“

Wie sehr die Tiroler ihrem sangeskundigen Landsmann zujubelten, als er seine Liederdithyramben in die Tiroler Zeitatmosphäre schmetterte, das sagt uns ein Augenzeuge aus jener Zeit: Anton von Schullern, der 1865 — also ein Jahr nach dem Hinscheiden Gilms in einem im Museum zu Innsbruck gehaltenen Vortrag über den Dichter die Worte sprach: „Es war eine unheimliche Stille und Öde im Lande, kein geistiger Lufthauch regte sich, tiefe Nacht hatte sich über den Thälern gelagert, und kein Morgenstrahl entlockte einen Klang der stummen Pracht unserer Alpen. Da, auf einmal, wie in schwüler Sommernacht aus dunklem Busche hallten laut und keck freie, entzückende Töne durch die Berge. Das klagte so rührend über die schöne Heimat, deren Blüten umsonst zum Lichte ringen, deren Lieder verstummt, deren Söhne vertrieben sind, das rief so mutig, das blitzte so freudig, Lied auf Lied, jedes ein funkelnd Schwert. Entzückt lauschte das junge Tirol diesen ungewohnten Klängen, diesen Liedern, in denen seine eigene Seele lag. Von Mund zu Mund gingen sie, von Hand zu Hand, und wurden auf das eifrigste gesammelt und auf das heimlichste bewahrt. Es ist gewiß eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade im Lande Tirol, das dem geistigen Aufschwunge Deutschlands am weitesten zurückgeblieben war, ein Dichter Freiheitslieder sang, wie sie in solcher Kraft, Frische und poetischer Schönheit kaum je ertönten. Er hatte aber das Wort ergriffen, freilich ohne Mandat, für eine freie, liederlustige

Volksnatur, sie zu rächen an der unnatürlichen Unterdrückung. Ohne diese letztere hätte ihm der Gegenstand gefehlt für seinen poetischen Haß, der fast so schön in seinen Liedern tönte wie seine Liebe. Nur wo die Nacht ist, singt die Nachtigall. — Hermann von Gilm war diese Nachtigall, die laut und hell schlug durch die schwüle, dunkle Nacht, in der niemand sonst auch nur zu reden sich getraute." Zum Teil bewegt sich Schullern hier mehr in einer freieren Prophetie und schwungvollen Emphase, als im Thatsächlichen. Er überschätzt zwar nicht die Dichtung Gilms, sondern seinen Eintritt in die Litteratur Tirols. Denn man vergesse nicht, daß Gilm dem Ausgangs- und Mittelpunkt des Geistesfrühlings Tirols, dem Museum und der Universität Innsbruck, entrückt war. Auf das hier erwachte Leben konnte er, der in entlegenen Bergnestern ein sorgenvolles Dasein führte, nicht den Einfluß ausüben, den man ihm nach Schullerns Ausführungen zuzuschreiben geneigt ist. Und dann wurden Gilms Gedichte zu seinen Lebzeiten nicht gedruckt, sondern erschienen nur vereinzelt hier und da unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Klagte er doch selbst zur Zeit seiner Theodolinde-Leidenschaft seiner Schwester: „Daß ich nicht längst einen Namen habe in Deutschland, daß meine Gedichte nicht Klang haben im deutschen Dichterwalde, daran bin nicht ich, daran sind die Umstände schuld." Zur richtigen Beurteilung Gilms müssen wir ferner auch ein anderes Wort Schullerns anführen, um einige Widersprüche

in dem politischen Wollen der „Tiroler Lerche“ in etwas wenigstens zu verstehen. Schullern sagte: „Während Gilm gegen den Klerus im allgemeinen, dessen Beruf er wohl zu schätzen wußte, kein befehdendes Wörtchen sprach, hatte er einmal gegen die Jesuiten ein unglückliches Vorurteil gefaßt und hielt ihre Einführung in Tirol für höchst überflüssig... In den Zeiten der Freiheit hätte sein Billigkeitsgefühl ihn gewiß abgehalten, den Gegnern seiner Prinzipien den Boden seines Vaterlandes streitig zu machen.“ Nimmt man zu dieser Auslassung die von uns im zweiten allgemeinen Teil dieser Arbeit gegebenen Grundrisse zum Wesen Gilms, vor allem seine heiße Liebe zu seinem angestammten Lande und Volke, dessen Wohlfahrt er durch die von dem „weisen“ Metternich geschickten Jesuiten mit ihrem Wortgekräusel und delphisch dunkelm Lippengesäusel aufs äußerste für gefährdet hielt, rechnet man ferner die geistige Bevormundung auf den Gymnasien und der Universität, sowie endlich die schmerzvollen Herzenserlebnisse mit Theodolinde hinzu, für deren Entfremdung — wie wiederholt betont — er die Ultramontanen ebenso verantwortlich machen zu müssen glaubte, wie er ihnen einen guten Teil Schuld an seinem jahrelangen Praktikantentum zumaß, so gewinnen wir einen ziemlichen Einblick in die Innenwelt Gilms. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß Gilm später eine wesentliche Mäßigung in seiner antijesuitischen Gesinnung sich auferlegte. Pichler, dem kein Ein-

geweihter eine besondere Vorliebe für diesen Orden nachsagen kann, hat 1885 bewiesen, daß Gilm sich später bei einem Mitgliede der Jesuiten bedauernd über seine Jesuitenlieder als Jugendarbeit geäußert. Auch der Landtagsabgeordnete Ritter Friedrich von Graff erhärtete die Richtigkeit dieser Behauptung, und Graf Karl Mohr sagte ebenfalls, „daß Gilm später seine feindselige Gesinnung gegen die Jesuiten bereut habe.“ Sander berichtet ferner: „Thatsache bleibt es indes, daß er (Gilm) wohl teils aus äußeren teils aus künstlerischen Rücksichten in manchen Gedichten antijesuitische Stellen strich und manche andere dieser Streitgesänge vorläufig nicht gedruckt wissen wollte.“ Professor Vonbank behauptet, aus Gilms Mund das Gleiche vernommen zu haben. Pichler und Winter geben auch einige Stellen aus Gilms Gedichten an, deren Beweiskraft man sich nicht entziehen kann. So finden wir in dem „Sonettenkranz“ an Josef Ritter von Kernburg (S. 163) die Stelle (in dem Gedicht „Windischmatrei“).

„Die Grundherrschaften eifersüchtig blicken
In jeden Stall, ob keine Kuh gebäre“ —

Ursprünglich lautete die Stelle:

„Die Grundherrschaften und die Priester blicken“ 2c.

In dem „Ersten Kaiserschießen zu Bregenz“ (S. 19) änderte Gilm die Stelle:

„Wer hat die Fürsten so geliebt? Bei Gott!
Welch Volk verehrte blinder seine Priester,
War frommer, gläubiger, fast bis zum Spott,
In Österreich vom Po bis an den Dniester?“

in die Worte:

„Wir lieben unsre Fürsten, und bei Gott!
So wenig als der Südwind je zu Boden
Die alten Berge wirft, vermag der Spott
Den Glauben unsrer Väter auszuroden.“

Im Gedicht „Heimweh“ (S. 336) lautete die ursprüngliche Fassung der letzten Strophe:

„Heimweh, Heimweh,
Nach den Engeln, die verwildern,
Geistesstolz den Himmel räumen,
Heimweh nach der Freiheit Bildern,
Heimweh nach der Freiheit Träumen!“

Gilm formte sie um:

„Heimweh, Heimweh,
Nach dem ersten Knabenliede,
Nach der weißbeschwingten Taube,
Die da war der fromme Glaube,
Die da war der Unschuld Friede.“

Die „Brixner Chronik“, der diese Varianten entnommen sind, setzt hinzu: „Offenbar hat Krankheit und Tod den Dichter gehindert, die angefangene Sichtung und Umdichtung seiner Poesien zu vollenden.“ Die Wahrheit dieser Behauptung will schon einleuchten. Der jugendliche Most hatte ausgegoren, die Oppositionskraft war im Sturm der Jahre verweht, und in Wien war Gilms Seele, die — wie wir wissen — stets eine Neigung zum Wohlleben und Glanzvollen hatte, in das großstädtische Genuß-

leben wohlig untergetaucht. Genuß verweichlicht. Daß Gilm, der übrigens in den oben mitgeteilten Änderungen seinen Widerspruch gegen die Priester im allgemeinen gemildert, während von den Jesuiten überhaupt nicht die Rede ist, in den letzten Jahren seines Lebens bei all seiner liberalen Gesinnung gemäßigter war, wird zum Teil durch die Bande der Blutsverwandtschaft, deren Einfluß man sich schwerlich jemals ganz wird entziehen können, erklärlich. Da war zunächst Gilms Vater. In Briefen an seinen Sohn — dieses enfant terrible nach der Meinung des fromm biederen Unterthanen der Konservativen des Landes — entrüstete er sich über die Feindseligkeiten, die man den Jesuiten in den Weg warf. Ihm war dieser Orden „das ehrwürdigste Institut, die Grundsäule des Katholizismus"; er mißachtete die damalige Poesie, da sie nach seiner Ansicht keine edle war, nicht zu Tugend, Gottesfurcht und Großthaten, nicht zu wahrer und treuer Vaterlandsliebe entflammte. Er riet und befahl fast seinem Sohne, von seinem bittern grundlosen Hasse abzustehen; denn nur völlige Verblendung müsse ihn (seinen Sohn) abhalten, zu erkennen, daß sich alles zur Sache der Religion, vorzüglich der katholischen, wende und gegenstrebende Geister nur sich selbst unglücklich machten und ohne Anklang blieben. Die Jesuitenlieder Hermanns nannte der loyale Ergebene ein „fluchwürdiges Gedicht." Er schrieb: „Sollte die Vorsehung mich noch einmal zum amtlichen Handeln in schwerer Zeit berufen,

dann flüchte ich unter keinen Umständen in das feindliche liberale Lager, sondern werde trotz aller Bemühungen und Drohungen ein Schrecken derselben werden. Ich werde keinen größern Ruhm kennen, als ein Märtyrer des Rechts und der Wahrheit und der öffentlichen Wohlfahrt zu werden.“ Daß Streiter, ein Mann, der die „Jesuiten in Tirol“ schilderte, nicht nach dem Herzen des Appellationsrats war, daß auch Steub und Lentner sich nicht dieses Vorzuges erfreuten, ist einleuchtend. Als Hermann seinem Vater gegenüber einst Streiter erwähnte, schickt er seinem Sohne folgende Philippika auf die „Männer des Fortschritts“: „Denke bei dem Jahreswechsel ein bissel nach, was haben sie 1845 gewonnen? Haben sie nicht durch ihre rasenden Bemühungen überall das Gegenteil, Rückschritt und Schande erzielt, in der Schweiz und in Sachsen, und das nämliche werden wir in Bälde in ganz Deutschland erfahren. Habe ich nicht alles vorausgesagt? Ohne die Klosterstürmerei des ungerechten Aargau wären keine Jesuiten in Luzern und ohne die reißende Gassenschreierei des Ronge und seines Anhanges keine 300jährige Feier des Trientner Konziliums, das 200 Jahre vergessen war, gewesen.“ (Nach Sander). Ja, am 18. Dezember 1846 mahnt der alte Gilm abermals: „Laß mir doch die guten Jesuiten in Ruhe! Sie haben eine längere und bessere Zukunft als ihre Gegenfüßler, die Radikalen, die man in der Schweiz bald in ihrer ganzen Höflichkeit kennen lernen wird, und für die Gott

gewiß ein Gericht halten wird, wie weiland mit Napoleon". Daß diese Vorwürfe und Bitten des Vaters an Hermann ganz ohne Wirkung waren, ist nicht wahrscheinlich, zumal der alte Gilm auch auf die unhaltbare äußere Lage des Sohnes hinwies. Die blutsverwandtschaftliche Natur läßt sich eben nicht wie ein mürbe gewordenes Kleidungsstück ablegen. Vielleicht ist mit einer dringlichen Ermahnung des Johann Nepomuk Gilm auch die Entstehung des „Festgrußes an den Fürstbischof Galura zu Brixen" (S. 376) in Zusammenhang zu bringen, worin er diesem Manne zuruft:

„Der Wahn der Welt zerrinnt! Nach Wahrheit dürsten
Die Menschen wieder und nach Seelenruh';
Uns ruft die Kirch' in einem ihrer Fürsten
Die größte Lösung aller Fragen zu.
Der Fürst bist du; du hast dein ganzes Leben
Der menschlichen Glückseligkeit geweiht,
Verlorne Paradiese rückgegeben —
Den Himmel einer gottentwöhnten Zeit.
— — — — — — — — — — — —
Ein Gottesreich soll sie (die Erde) durch Liebe werden
Und wir die Kinder Gottes in dem Reich."

Daß eine derartige Apostrophierung des Sängers der Jesuitenlieder Aufsehen erregen mußte, ist natürlich. Der Fürstbischof quittierte seinen Dank dem Dichter gegenüber mit einem elegant ausgestatteten Etui, das fromme Bilder enthielt, worüber Gilm zu seiner Schwester scherzte, daß er nun, wie ein Kapuziner, Bilder austeilen könne.

Neben dem kirchentreuen Vater machte sich der

fromme verwandtschaftliche Einfluß von Gilms Familie auch von seiten seiner Geschwister geltend. Zwei von Gilms Brüdern waren Geistliche; Ferdinand, mit dem er stets liebevoll verkehrte, war sogar — wie Winder schreibt — ein hervorragender Führer der Klerikalen in Vorarlberg, deren vornehmster Anwalt er in seiner Eigenschaft als Landeshauptmannstellvertreter war. Eine Schwester Gilms befand sich im Kloster und wurde Vorsteherin in demselben. Auch Gilms Großmutter väterlicherseits Maria Katharina — wie bei Sander (S. 11) zu lesen — war sehr fromm und nicht weniger als drei ihrer Brüder sollen dem Jesuitenorden angehört haben. In Gilms Universitätszeit reicht ferner die intime Freundschaft mit Joseph Feßler, dem späteren Bischof von St. Pölten, dessen bereits oben gedacht ist. Winder fügt als ferneres Moment in dieser Entwickelungsreihe hinzu: „Endlich hatte Gilm statt des Dogmas keine auf Studium der Natur und Philosophie tief begründete Weltanschauung eingetauscht, welche ihn mit gebieterischer Notwendigkeit in ihrem Banne gleich dem Dogma selbst festgehalten hatte, und war zugleich nicht Philister genug, um ein für allemal mit dem Schilde des Abscheues und der Entrüstung gewappnet zu stehen, sobald ein kirchlicher Lufthauch ihn traf."

Zur weiteren Illustration und gleichzeitig zur Erhärtung des hier beigebrachten Beweismaterials berufe ich mich wieder auf Adolf Pichler, der in seinem Buche „Zu meiner Zeit" (S. 237) über die

Herausgabe seiner „Frühlieder“ berichtet. Pichler lernte seinen Landsmann 1843 in den Ferien in Bruneck kennen und erbat Gilms Mitwirkung an dem von ihm projektierten poetischen Album „Frühlieder,“ worin Jungtirol vereinigt werden sollte. Pichler hatte bei Schuler Gilms „Lieder eines „Verschollenen“ kennen und ihre „Originalität, Leidenschaft und Farbenpracht“ lieben gelernt. Er bat Gilm um einen Beitrag. Dieser schrieb:

„Euer Wohlgeboren!

Ich erhielt Ihren Brief zugleich mit der Augsb. Postztg. vom 30. Juni d. J. im Bade bei Innichen. Es war der Maria Himmelfahrtstag, und der Schnee reichte beinahe bis zu meiner hölzernen Behausung herab. Von hier reiche ich Ihnen meine kalte erfrorene Hand, die aber ein heißes Herz bekundet. Tragen Sie die Fahne, rühren Sie die Trommel, ich folge Ihnen. Ein anonymer Brief aus Innsbruck machte mich mit Ihrem Vorhaben bekannt und warnte mich vor den Lockungen der Ultramontanen. Dies hat mir wehe gethan. Wer hat in Tirol freiere Lieder gesungen? daß sie nicht allgemein gekannt sind, ist nicht meine Schuld. Alle Vaterlandsliebe, alles Gefühl für die höchsten Interessen der Menschheit wird von der finstern Partei zu Boden getreten.

Du freies Wort, des Friedens Schwert
Heraus aus deiner Scheide,
Daß, — wir Tiroler sind es wert!
Die Welt uns drum beneide.

Ich hätte gar vieles, was dem Zwecke entspräche. Wir müssen uns aber persönlich besprechen. Bestimmen Sie mir irgend einen Platz in Tirol — nur nicht Innsbruck — und ich werde zur Stunde erscheinen, wo wir allein und ungestört über Ihr Vorhaben sprechen können. Vor allem geben Sie in Ihrem Buche der Sentimentalität keinen Raum.

Denn eisern ist die Zeit und sie verlangt,
Daß ihre Kinder ihre Farben tragen.

Mondschein haben wir längst gehabt, wir wollen Sonnenlicht, weinen wollen wir über unser Vaterland und die Mädchen gewinnen durch die That. Noch einmal werfen Sie allen Liebesjammer hinaus, kein Mensch achtet darauf.

Ich bin eben mit einer größern dramatischen Arbeit beschäftigt. Oswald der Name, die Not unserer Zeit der Gegenstand. Ich weiß, ich habe mich durch das Gedicht an Galura verdächtigt. Es war Handwerkerarbeit und für keine Öffentlichkeit berechnet. Die Parteien fielen darüber her. Zum Überfluß hat es Staffler noch in seiner Statistik abgedruckt. Aber Ihr Brief hat mir bewiesen, daß Sie besser denken von mir. Dies hat mich wieder aufgerichtet. Auf mich können Sie rechnen, so lange mein Herz klopft. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, grüße ich Sie von ganzer Seele.

Schulers Gruß mögen Sie freundlich erwidern. Der Glückliche; er erhielt in der Augsb. Postztg.

den 3. Preis. Wir sind leer ausgegangen. O daß wir uns erst zu schämen lernten. Aber es soll anders werden. Der ultramontane Baier soll die Preise nicht mehr aufbringen. In dieser Erwartung

Ihr

Hermann v. Gilm."

Bruneck, 17. August 1844.

Pichler fügt in seinem Buche diesem Brief die Worte bei: „Ich interessierte mich auch für den Dichter und traf bald darauf mit ihm in Bruneck zusammen. Von hier kutschierte er mich in einer Kalesche nach Lorenzen, er fuhr jedoch an einer Mauer an und hätte bald umgeworfen, so daß ich froh war, als wir beim Wirtshaus absteigen konnten."

Endlich nach langen Censurplackereien begrüßten die „Frühlieder" das Sonnenlicht. Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, weil die Sammlung schon vor ihrem Erscheinen als liberales Unternehmen denunziert wurde. Das ist abermals ein Beweis für die Zaghaftigkeit und Scheu Gilms, öffentlich die Vaterschaft für seine Geisteskinder zu vertreten. Mit gutem Grund schreibt daher Pichler: „Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Thür ist er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm einmal trocken: ‚daß ich sein Verhalten mißbillige! er zuckte mit den Achseln und erwiderte: ‚Ich will feine Cigarren rauchen und Glacehandschuhe tragen.'

Meinethalb soll er auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen; wir leben in Österreich, und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt.

Als ob ihm das was hälfe! Man hat lange Ohren und wird bald erraten, wer manches mißliebige Liedl verfaßt; er sorgt dafür, daß es geschieht. Erst tuschelt er es dem einen, dann dem andern ins Ohr, endlich spielt er sich wie der Bär auf dem Kirchtag als der gefesselte Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Öl und Wein in seine Wunden." Und doch kann Pichler sich trotz seiner berechtigten Verstimmung nicht enthalten, bewundernd zu sagen: „Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur Er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!" — —

Es kam das „tolle" Jahr 1848. Ein glutenmächtiger, flammenträchtiger Feuerbrand ging durch manches europäische Reich, und manches freiheittrunkene Auge sah bereits den wundersamen Vogel Phönix aus dem Aschen- und Schutthaufen, unter denen Gewissenszwang und Geisteknechtschaft begraben lagen, sich stolz erheben und mit rauschenden Fittichen der Sonne der Geistesfreiheit zustreben. Ein poetisch schöner Traum, dem ein recht prosaisches Erwachen folgte, das einem soliden Katzenjammer

glich. Und doch! So viel gehässigen Unrat und leidenschaftlichen Auswurf dieses Meer freiheitlicher Bewegung ans Ufer geschleudert, es hat doch auch manche edle Perle ans Gestade gespült. Junge feurige Dichter mußten in dieser Zeit politische Poeten sein, sofern sie ein Herz für ihr Volk hatten; die ganze Zeit drängte sie gewissermaßen dahin. Hat jenes gärende Brausejahr doch so manchem Sänger die Muskete in die Hand gedrückt und ihn auf die Barrikaden getrieben. Da kann es uns nicht wundernehmen, daß auch Gilm Anteil an jenem Sturm der Entrüstung nahm, der sich gegen das System Metternichs erhob und in den Märzereignissen von 1848 seinen Höhepunkt erreichte. Freilich: Gilms Harfe blieb klanglos; das gemütliche Wiener „Carpe diem“ einerseits, wie Gilms monarchische Gesinnung andererseits, die sich bei ihm, dem k. k. Beamten, vertiefte, hatten eine gewisse weichliche Milde in ihm erzeugt, ein gut Teil seiner Herzensglut hatte er bereits seinen Jesuitenliedern eingehaucht. Wir haben die heitere, beschauliche Genußstimmung, die seinen inneren Menschen in Wien beherrschte, aus seinen Briefen kennen gelernt. Aus dieser Nerven-Behaglichkeit rüttelte ihn die Sturmglocke von 48 auf! Da erwachte wieder die alte Kampfstimmung in ihm, seine Muskeln strammten sich, und gierig lauschte sein Ohr dem Sturmwehen des Zeitgenius! „Ehe es Tag wird“ — schrieb er am 20. Februar 1848 —, „sind die Gipfel der Berge beleuchtet! Siehst du es nicht brennen und leuchten

auf allen Höhen der Menschheit? Nur wer die Augen gewaltsam verschließt, kann den heranbrechenden Tag nicht sehen. Und dieser Tag ist die politische und religiöse Freiheit, für die die edelsten Völker schon ihr Blut verspritzten, für die ganz Italien gegenwärtig kämpft, und die auch wir Deutsche früher oder später erlangen werden.“ (Passer S. 107). Hatte Gilm schon wiederholt geäußert, daß man auf Tische und Bänke steigen und die Revolution predigen solle, so konnte er sich, als in Wien der Sturm losbrach, an den entscheidenden Ereignissen der ersten Tage nicht beteiligen, da er erkrankt war. Nachdem die Revolution durch die Bewilligung der Volkswehr von oben gewissermaßen sanktioniert war, nahm auch er die Muskete und schrieb am 16. März 1848:

„Meine Lieben!

Seit drei Tagen trage ich die Muskete. Meine Hand ist schwer, mein Herz zittert, meine Augen sind feucht. Wien hat eine glorreichere Revolution gehabt als Paris. Wir sind frei. Frei!!! Mit Blut wurde die Freiheit erkauft. Alle die Scenen zu schildern, die um mich vorgingen, vermag ich nicht. Wer Wien am 13., 14. und 15. März nicht gesehen hat, hat nie gelebt, hat nie etwas Großes gesehen, hat nie gefühlt, wie ein Volk Geschichte macht. Am 13. überall Kampf und Tod und dann der unermeßliche Jubel, das Europa durchschütternde Siegesgeschrei. In Wien wurde die Freiheit der Völker entschieden. Die Censur

ist abgeschafft, alle Religionen sind frei. Kaiser Ferdinand ist ein konstitutioneller Kaiser. Alle Finsterlinge sind verschwunden, Metternich vertrieben und mit ihm das ganze gleisnerische Gezücht. Doch ich will versuchen, in diese Ereignisse, die ich Ihnen im prophetischen Geiste ankündigte, Ordnung zu bringen. Am 13. März (Montag) war um 9 Uhr Vormittag die Eröffnung der (niederösterreichischen) Stände. Die Studenten hatten schon tags vorher eine Adresse an den Kaiser gerichtet um Preßfreiheit, Konstitutionen und Ausweisung der Ligorianer und Jesuiten. Ich frühstückte in einem Kaffeehause in der Nähe des Landhauses und sah eine große Menge Menschen, Herren und Damen der gebildeten Klasse durch die Straße ziehen. Dann ging ich ins Bureau. Unterdessen hielt ein Innsbrucker Student eine feurige Rede auf der Universität; Prutz*) heißt der Student. Wir werden ihn später wieder finden. Plötzlich hieß es unter den vor dem Ständehaus versammelten Menschen, es seien die Studenten verhaftet worden. Man wollte in das Ständehaus dringen, ein Zug Linieninfanterie und Pioniere hielten den Eingang besetzt. Da kommandierte E. H. Albrecht, Wiens Kommandierender, Feuer. Mehrere Personen fielen, darunter auch ein Frauenzimmer. Nach dem ersten Peloton war aber auch das Militär über den Haufen geworfen, der Generaladjutant vom Pferd gerissen und getötet. Die

---

*) wohl Purtscher (Adolf).

Menge drang in das Haus, zerschlug alles in der Wut, die Fensterstöcke wurden aus den Mauern gerissen und Waffen daraus gemacht. Alle Möbel wurden aus den Fenstern geworfen. Dies geschah um 11 Uhr. Um ½12 Uhr hörte ich den Grenadiermarsch und das Schmettern der Kürassiertrompeten. Was ist das, schrie ich zu meinem Concipisten. Wir eilten nach den Hüten und flogen auf die Straße. „Am Hof" — der größte Platz Wiens, — waren Grenadiere, Kürassiere und Linie in einem Carré aufgestellt, 3 Generale mit einem glänzenden Generalstab, 6 Kanonen mit brennenden Lunten, und mitten in diesem Carré, das nur von einer Straße aus frei war, eine unermeßliche Menschenmenge mit fürchterlichem Geschrei. Wir waren kaum auf dem Platze angekommen, so stürmte eine Menschenmenge heran, mit Balken und Stangen das bürgerliche Zeughaus zu stürmen, wo 200000 Gewehre lagen. Da sprengten 2 Eskadronen Küraissiere mit schrecklichem Gerassel dieser Truppe entgegen. Ich stand eingepreßt unter einem fliehenden Haufen, man sah nichts als einen schwarzen Menschenknäuel und die weißen Mäntel der Kürassiere darüber und die blitzenden Säbel. Einen dicken Rittmeister, der wütend herumhieb, sah ich noch vom Pferde fallen. Ein Wiener Pflasterstein hatte ihm Helm und Hirn zerschmettert. Es geschahen noch mehr Angriffe, wo auch die Grenadiere ins Feuer kamen. Bei solchem Anlaß riß ein Schuster-

bub von 8 Jahren einem Grenadier, unterdessen er zum Feuern anschlug, den Säbel aus der Scheide und reichte ihm dem nächsten aus dem Volke. Vom diesem Augenblicke des Kampfes „am Hof“ war ganz Wien in Aufstand. „Bürger heraus“ tobten die Studenten durch die Straßen, atemlos, ohne Hüte, mit fliegenden Haaren. Prutz (Purtscher) hatte einen Säbelhieb über das Gesicht erhalten und wurde mit fürchterlichem Wutgeschrei auf einem erbeuteten Majorpferde durch den Stephansplatz geführt. „Hüte ab,“ scholl's durch die Massen und mit entblößtem Haupte führten sie den jungen, schönen Mann, der bleich und blutend auf dem Pferde saß, ein sterbender Massaniello, in das Spital. Ein Bube von 10 Jahren führte das Pferd. Alle Fenster flogen auf, und mit weißen Tüchern wehten die Damen herab, während der junge Tiroler Held Küsse herumwarf. Unterdessen wurde auf dem Judenplatz, vor der Polizei, auf dem hohen Markte gefeuert. Neben mir fiel auf dem hohen Markt ein alter Mann, das Militär wurde ausgepfiffen, verhöhnt, ein Schrei der Wut erfüllte die unermeßliche Stadt. Keine Equipage, alle Läden geschlossen, überall Volksredner auf den Laternen-Pilastern. Endlich sammelten sich einige uniformierte Bürger. Sie wurden geküßt, umarmt, in der Luft getragen. Das bürgerliche Zeughaus öffnet sich. Alles stürzt nach den Waffen. Türkensäbel, Musketen aus dem Siebenjährigen Krieg,

alte, vermoderte Fahnen kamen an die Frühlingssonne des glorreichen 13. März. Freiheit! Nieder mit Metternich! Wir sind verraten! Nach der Burg! Sieg oder Tod! So lautet das unermeßliche Geschrei eines aus langem Schlaf erwachten Volkes. Vor dem neuen Burgthor stürmen die Vorstädtler heran, man hört das Kleingewehrfeuer von der Bastei. Es war ein fürchterlicher Moment. Sechs Bürgeroffiziere dringen endlich mit Gewalt in die kaiserlichen Gemächer. Da war der Kaiser, E. H. Franz Karl, Johann und Ludwig und Metternich. „Durchlaucht, Sie müssen augenblicklich abdanken, sonst stehen wir für nichts mehr", schrieen die Bürgeroffiziere den Metternich an. Bei Hof hatte alles den Kopf verloren, der Kaiser beinahe ohnmächtig. Metternich dankt ab, flüchtet sich in einem Fiaker aus der Stadt. Man weiß heute noch nicht, wo er ist. Für diesen giebt es keinen Zufluchtsort in Europa. Alles wird bewilligt. Aber nur mündlich versprochen. Man traut nicht. Wer Waffen tragen kann, ist bewaffnet. Die Damen wehen mit Tüchern und Schürzen den Freiheitshelden Mut zu. Es ist 7 Uhr abends. „Lichter heraus!" stürmts durch die Stadt. In einem Augenblick ist ganz Wien glänzend beleuchtet. Jedes Fenster wird zertrümmert, wo kein Licht brennt. Dies traf alle öffentlichen Gebäude. Der Erzbischof beleuchtete erst, als ein Wiener Pflasterstein in seinem Zimmer lag. Alle Wachthäuser werden niedergerissen.

Freiheit! Freiheit! tönt es durch die beleuchtete Stadt. Und dazu diese bewaffneten Scharen; das Militär hat sich auf das Glacis und in den Burghof zurückgezogen. Ich sah das Kürassier-Regiment durch das Schottenthor sprengen, mit einem solchen Gepfeife verfolgt, von dem man sich keinen Begriff machen kann. In der Nacht vom 13. auf den 14. schlief vielleicht kein Mensch in Wien. Ich trank Chokolade mehrere Tassen auf der Wacht, die uns hübsche Mädchen brachten. Überhaupt haben die Damen in Wien eine große Rolle gespielt. Sie haben durch ihre allgemeine Teilnahme die Begeisterung bis zum Wahnsinn gesteigert. Man achtet das Leben keinen Strohhalm mehr. Der Tod für die Freiheit, für den Sturz der Finsternis wurde zur Wollust.

Am 14. kam die a. h. Entschließung über Preßfreiheit. Da wurde die Revolution schon ein Fest. Die rote Farbe wich von den Kokarden, und alles schmückte sich mit weißen Zeichen. Von den Fenstern der ganzen Stadt flogen Kokarden, Bänder, Schürzen, Schleier, ich sah Damen ganze Körbe voll Kokarden herabwerfen. Auf der Straße gaben sie weiße Bänder und Schleier von ihren Hüten. Eine Grisette warf ihr Häubchen einer Bande zu, es wurde auf die Fahne gebunden. So ging der Tag vorüber, zwischen Freude und Furcht. Draußen auf dem Glacis das Militär, in der Stadt die Freiheitshelden und in den Vorstädten Plünderung und Kampf. Alle Accis-

häuser, mehrere Fabriken verbrannt. Die Finanzwache vertrieben, ein Finanzsoldat lebendig im Feuer gebraten. Es sollen Scheußlichkeiten unter diesem Volke vorgekommen sein, die nicht zu beschreiben sind. Jahrelanger Druck, Aussaugung und Verdummung hat Hyänen aus diesen Menschen gemacht. Am 15. wurde die Konstitution und volle Preßfreiheit und die Errichtung einer Nationalgarde ausgerufen. Da lege ich die Feder nieder. Was von dieser Zeit in Wien vorging, ist nicht zu beschreiben, man weint, man umarmt sich, die Studenten werden im Triumphe herumgeführt, tausend und tausend Fahnen mit Inschriften erscheinen. Alle Gebetbücher in den Buchhandlungen verschwinden und machen allen verbotenen Büchern der Welt Platz. Kaiser Josephs Reiterstatue wird mit Blumen begrenzt, eine weiße Fahne mit goldener Inschrift „Preßfreiheit“ flattert in seiner segnenden Hand. Hunderttausende wallfahrten zu diesem „Heiligen“, der am 13. März wieder auf den Altar kam. Jede Nacht ist die ganze Stadt und alle Vorstädte glänzend beleuchtet, Fakelzüge, Lieder, Siegesgeschrei. Von allen Fenstern wehen Fahnen, und wo sich ein Freiheitskämpfer zeigt, wird er von den Mädchen und Frauen Wiens mit Tücherschwenken begrüßt. O, es ist eine erhebende Zeit! Man glaubt zu träumen und springt immer wieder auf die Gasse, um sich von der vollen Wahrheit zu überzeugen. In der Stadt sind 29 Tote geblieben.

Morgen um 2 Uhr ist das feierliche Begräbnis derselben.

17. März. Ich brachte den Brief gestern nicht zu Ende. Ich mußte die Muskete nehmen; die hat wahrscheinlich schon den Türkenkrieg mitgemacht; denn sie wiegt 20 Pfund. Bis in die Nacht um 1 Uhr stand ich in Fünfhausen, 1½ Std. von Wien. Ein Pikett Husaren feuerte auf uns; glücklicherweise wurde von unserer aus sieben Mann bestehenden Patrouille keiner getroffen. Ich hatte Mühe, die Leute vom Feuern abzuhalten. Wir hatten jeder 3 Kugeln in der Muskete und eine Handvoll Hasenposten; wir hätten wahre Kartätschenschüsse gemacht. Es war ein Mißverständnis, sie hielten uns Nationalgardisten für Mordbrenner. Unsere Equipierung ist merkwürdig. Ein schwarzer Okonell-Paletot, blaue Hosen, schwarzer Hut, gelbe Handschuhe. Auf der Brust eine ungeheure Kokarde, um den Leib einen Riemen, daran ein Schwert mit rostiger Stahlscheide. Ein weißes Atlasbandelier und auf dem Hute ebenfalls eine Kokarde mit einem breiten Papiere, das wie ein Schild den vorderen Teil des Hutes bedeckt, mit goldener Inschrift „National-Garde“. — Wir werden aber in kurzer Zeit sehr schöne Uniformen bekommen und neue Gewehre. Wir sind schon 100 000 und nehmen es mit den „Schwarzen“ der ganzen Welt auf. Jede Stunde erscheinen neue Proklamationen, freie Lieder, Schmähschriften auf Metternich und seinen Anhang.

Sie werden überall zu tausend um 1 Kr. verkauft. Heute ist das feierliche Leichenbegängnis der Gefallenen. 7 Studenten sind darunter. Ich sah alle 29 Särge mit einer Pracht, mit einem Blumenfrühling geschmückt, wie es nur der Geschmack der Wiener erfinden kann. Alle Stellen müssen mit dem Leichenzug, die ganze Nationalgarde macht Spalier. So wurde noch kein Fürst begraben wie diese Helden der Freiheit begraben werden. Schon viele höhere Beamten haben abgedankt oder werden dazu gezwungen. Einige sind versteckt. So wird es in allen Städten werden. Die Jesuiten können nicht bleiben, die geheime Justiz wird aufgehoben, Mündlichkeit und Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren. Das neue Ministerium dem Volke verantwortlich. O! die Masken werden fallen. Tirols ärgste Betbrüder werden jetzt Freiheitsmänner werden! Es wird ein Spaß zum Totlachen, wie diese nackten Menschen an des Lichtes Sonne ihr Hemd wechseln werden. O, armer! unglücklicher! Vater, du hast diese Zeit nicht erlebt, aber in den gefährlichsten Momenten dachte ich mir oft, Vater, vielleicht trägt mich eine Kugel in deine Arme, und mein erstes Wort, das ich dir sage, ist: Österreich ist frei!! Was ich geliebt von dem Tage an, als ich zum Bewußtsein kam, für was ich 20 J. gestrebt, geduldet, gelitten, geweint habe, das steht strahlend, wirklich, in heller Märzsonne vor meinen Augen. „Herr, nun nimm deinen

Knecht zu dir", sag' ich mit Simon. Ich war stets ein Liberaler. Das wußtet ihr, wußte ganz Tirol. Nun darf ich es sein, mit Stolz, mit Freude. Jeder Österreicher ist es jetzt. Der Kaiser sprach vom Balkon hinab: „Meine freien Wiener sollen leben!" Er möge bald sprechen können: „Meine freien Tiroler sollen leben!" Ich beneide nur die jungen Studenten. Vollkommene Lehrfreiheit ist gewährt. Das ganze alte Erziehungssystem als Knechtschaft, Geißel und Fessel des Geistes in das Grab gelegt. Glück auf! Lebt Alle wohl!

Ein Seliger.*)"

Das sind die elementaren Herzenslaute des alten jungen Gilm aus der Brunecker Zeit, wo er zu den bestgeliebten und bestgehaßten Leuten dieses Städtchens, ja, Tirols gehörte und sagen konnte: „Feinde ringsum!" Wie so viele Poeten der damaligen Zeit mochte auch Gilm die Revolution als „das große Wunderkraut, das geheimnisvolle Abracadabra" betrachten, das „alle Wunden heilen und alle verborgenen Schätze aufdecken sollte." Aber der Schwung seiner Seele, die hinreißende Begeisterung, die aus diesem Briefe unmittelbar ins Herz des Lesers hinüberströmt, weil sie aus einem stürmisch wallenden und fast fieberhaft zuckenden Herzen flutet, ermattete bald wieder mit dem Ausrasen der Revolution, und der sinnenfreudige Zauber Wiens lockte ihn wieder.

So haben wir gesehen, daß die politische Poesie

*) Nach „Deutsche Dichtung" a. a. O.

unseres Sängers aus seiner Überzeugung heraus-wuchs, aus seiner feurigen Liebe zu seiner Heimat, aus seinem Glauben an den Sieg des Lichts. Alle Töne der Gefühlsskala — schneidende Satire, herber Spott, aufbrausender Zorn, leidenschaftliches Werben, jubelndes Jauchzen — getragen von kraftvollem Schwung, beseelt von inniger Empfindung, standen ihm zu Gebote. Und diesen Inhalt seines über-vollen Herzens gießt er in eine Form, deren Strebe-pfeiler Kraft und Anmut ziert, deren Schmuck in anschaulichem Bilderreichtum schwelgt. Daß sich in diesem politischen Konzert auch Nummern finden mit unbestimmt auf- und niederwogenden Em-pfindungen, unreifen Gedanken, daß hier und da eine Phrase unterschlüpft, die Konturen unklar ver-schwimmen — das alles sind kritische Einwände, die nicht nur Gilms politische Dichtungen, sondern die politische Lyrik überhaupt und besonders die in den vierziger Jahren treffen, von der man mit Goethe (Faust) sagen darf: „Viel bewundert, viel gescholten." Man hat der politischen Poesie ja hier und dort Daseinsberechtigung abgesprochen, sie als eine ästhetische Verirrung bezeichnet. Demgegenüber sei nur an Herweghs Wort*) erinnert, das er 1848 schrieb: „Politik und Poesie — politische Poesie. So? Die politische Poesie sei keine Posie? O ja, sie ist aus einer Sache des Verstandes Herzenssache geworden, und darum Poesie. Ja wohl, die Zeit ist vorbei,

*) Vergl. „Gegenwart" 1896 Nr. 40: „Aus Georg Herweghs Nachlaß."

da Teufel mit kalter Seele so Land wie Volk verschachert; ein Lied, das das Volk für Freiheit bewaffnet, keine Poesie? Ihr, die ihr die That verlangt! Ja, das ist Poesie. Und wenn über euch die Trümmer eurer Paläste rauchen — bei Gott, das ist doch Poesie.“ Gilms Verdienst, in einer Zeit ränkevoller Reaktion, von der er klagt:

„'s war eine trübe Zeit: man hörte bald
Nur Büßerklaglaut, Glockenton und Psalmen,
Ein düstres Bethaus war der grüne Wald,
Wie Sünderinnen bückten sich die Halmen.“
(S. 20.)

in dieser Zeit das Gold lichtheller Ideen aus seinem Herzen ausgegraben zu haben (S. 157), bleibt unangetastet; selbst sein späteres Verhalten den finstern Mächten gegenüber, deren zermürbender Gewalt er im Kampf um das liebe Stück Brot erlag, heben dieses Verdienst nicht auf. Da konnte er dichten:

„Was kann ich thun? Ich gleich dem Roß voll Feuer,
Das knirscht in das Gebiß und mit dem Huf
Zerstampft im dunkeln Stalle das Gemäuer,
Und horcht auf seines Herren Ruf.“ (S. 65.)

Da wurde aber auch sein Wort wahr:

„Und wenn man das Lied zu Boden tritt,
So laßt es zertreten, zertreten,
Bevor der Roggen steht im Schnitt,
Ruft Gott die neuen Poeten
Aus jeglichem Wald, aus jeglichem Hag,
Um einzusingen den neuen Tag
Auf unseren ewigen Bergen.“ (S. 15.)

III.

Wenden wir uns nun zu dem Herzenslyriker Gilm.

Seine poetische Produktionsweise erklärt sich aus der Eigenart seiner Persönlichkeit, die wiederum — vielfach wenigstens — das Resultat der auf ihn einwirkenden Lebensverhältnisse ist. Geboren in einer Natur, auf die der Schöpfer der Welten den Stempel der Erhabenheit gedrückt; aufgewachsen in einer Gegend, wo wilde Romantik und idyllische Anmut in innigem Wechsel miteinander stehen, wo Farbenpracht und Mannigfaltigkeit der Bilder den inneren Menschen zur Naturbetrachtung geradezu herausfordern, empfing der Geist des Knaben eine Fülle von Vorstellungen, von sinnenfreudigen Eindrücken, wurde seine Seele mit Stimmungen genährt, die die poetische Zeugungskraft in ihm befruchteten. Seine ersten poetischen Versuche bewegen sich deshalb auf dem Gebiete leichtgeschürzter Naturlieder oder rhetorischer Stilübungen, in denen das Natur-Element — möchte man sagen — eine wesentliche Rolle spielt. Ja, diese von klein auf gewonnenen Eindrücke von außen geben eine der bedeutsamsten Linien in der dichterischen Physiognomie Gilms. Er beginnt seine Gedichte gewöhnlich mit einem Bilde oder einem Vorgange aus der Natur. Somit ist seine Poesie in erster Hinsicht Anschauungspoesie; von den drei Hauptgebieten der Lyrik — Anschauung, Empfindung und Reflexion — hat er die beiden erstgenannten

am häufigsten gepflegt, verhältnismäßig selten kristalliert sich bei ihm die Dichtung zur reinen Gedankenlyrik, trotzdem Gilm gelegentlich äußerte, daß auch er die Gedankenschlacht geschlagen. So sehr man auf der einen Seite das Fehlen der Gedankenlyrik bei Gilm bedauern muß, so sehr ist auf der andern Seite Pichler beizupflichten, der sagt: „Brauchen wir aber denn überall Philosophie? Gilm singt selbst: ‚die Leidenschaft ist meine größte Tugend‘ (S. 65). Er bietet eine solche Fülle lyrischer Motive — und auf diese kommt es doch sehr viel an — wie kaum ein zweiter deutscher Dichter; alles funkelt von Schmelz und Farbenpracht, wie eine Wiese im Morgentau; mit einem Worte zaubert er uns ein Gemälde hin, und darum ist er ein geborener Dichter, anders als manche gefeierten Poeten der Gegenwart, die uns auf seitenlangen Schilderungen den Farbentopf ins Gesicht werfen." Daß Gilms Poesie in einem anschaulichen und stimmungsvollen Bilderreichtum wurzelt, verdankt sie in erster Linie ihrer tirolischen Abstammung, von der ihr auch die packende Sinnfälligkeit — eines ihrer Hauptgeheimnisse — sowie ihre ursprüngliche Frische überkommen sind. Mühelos, fast ungewollt formt der Poet diese ihm zuströmende Bilderpracht zu Rhythmen. Mit souveräner Meisterschaft verwendet er das dichterische Wort als Gefäß seines Gefühls: die verschiedenen Arten der mehr auf Rhetorik abzielenden Redefiguren, sowie die weit eher poetischen Bilder, konzentrierte Metapher wie überraschende Vergleiche — die lumina

orationis Ciceros — verschlingen sich bei ihm zu einem kunstreichen Gewebe. Es dürfte von Interesse sein, dieser Seite der Gilmschen Dichtung nachzuspüren.

Die Geliebte steht auf dem Söller und sieht in den scheidenden Sommertag. Die Blumen, welche sonst bei Sonnenuntergang beten, vergessen es heute: sie sind in die Schönheit des Mädchens zu tief versunken; sie werden dem Stern, den der Poet schon erglühen sieht, von der Geliebten erzählen, er wird schnell sein Licht neugierig an die Vorhänge stellen und das holde Antlitz des Mädchens küssen. („Natur und Liebe“ S. 63.) — So benützt Gilm den schon von Lessing in seinem „Laokoon“ empfohlenen Rat, die Schönheit durch ihre Wirkung zu schildern. — Die Poesie ist die süße Braut der Freiheit („Die Liedertafel und die Jesuiten“ S. 72). — Die Zeitlose hat den Leib von einer Lilie und von einer Rose die Farbe, aber sie hat Gift im Kelche: denn die letzte Blume, wie die letzte Liebe sind schön, aber tödlich („Die Zeitlose“ S. 87). — Die Propagande der Himmelslichter geht in die Welt, als Schwalbe durchfliegt sie die Lande, als Blumenduft geht sie in jedes Haus, während aber die Berge noch unselig zweifeln, geht der Dichter ihr singend voran als weiblicher Johannes („Die Propagande“ S. 90). — Die Sonne liegt im Sterben und vermacht jeder der um sie versammelten weißen Wolken ein feuerrotes Band; wenn aber die Sterne erglühen, so haben sie keines mehr („Die Sonne liegt im

Sterben“ S. 103). — Der junge Tage schleicht sich ins Haus der noch schlafenden Braut; er preßt sich die nassen Locken aus, schmückt sich mit himmelblauer Seide, drin goldene Rosen gestickt sind, schleicht sich heimlich ans Bett der Braut und, nachdem er ihr Lager mit Blumen umhangen, küßt er sie wach („Der junge Tag“ S. 113). — Veilchen sind Gedichte, die Gott mit blauem Himmelslicht ins Grüne hingeschrieben („Gedichte Gottes“ S. 118). — Es ist der erste milde, seidenweiche Maitag voll Amselschlag und lauter Jubellust! Der Festlärm schüchtert das Veilchen ein, daß es nicht beten kann, wie es soll. Ein Engel hört die leise Klage und trägt das Wort geschwind zum Himmel. Seitdem ist es da stille, wo Veilchen blühen („Der erste Mai“ S 125). — Die Blumen spinnen das Kleid der Geliebten, und von steiler Bergesfirne fließt Gold hernieder, um die Krone für ihr Haupt zu gießen („Trost“ S. 128). — Die rosenrote Wolke ist die Blumengärtnerin, die in der Liebe selig reinen Freude süße Thränen über die Kelche weint („Die Thräne“ S. 130). — Die im Blütenschmuck des Lenzes prangenden Bäume stehen da wie selige Bräute („Der Himmel ist blau“ S. 141). — Die alte Nacht ist die Buhle der Finsterlinge („Zeitsonette aus dem Pusterthal“ S. 155). — Der Poet schleicht sich zur Liebsten, wie die Wolken im wonniglichen Himmelsblau leisen Tritts von Berg zu Berg wandern; er küßt die Stirn der Geliebten so linde, wie im sanften Abendhauch sich die Fichtengipfel küssen; die Geliebte

eilt in den Garten so leise, wie die Sonnenstrahlen abends aus dem Walde treten („Stelldichein“ S. 191). — Die Wolken sind des Himmels Rosen, die der aufsteigende Mond auslöscht („Der Hirschenbrunnen zu Altprags“ S. 201). — Das Licht ist das weiße Bließ der Wolke; die kreideweiße Milch der Jurasee; die Stimme der durch Not, Gram und Kümmernis altgewordenen Traun ist so schwach, daß der Falter mit seinem Flügelschlage mehr Geräusch macht, als sie, die sonst den Königen der Lüfte, den Orgelpfeifen seiner (des Traunsteins) Felsenklüfte, dem Donner der Lawinen nicht erlag („Der Traunstein“ S. 209—210). — Das Auge des geliebten Mädchens ist ein gefangener Stern im Bauer von Perlmutter (S. 215), ist des Lichtes Spiegel (S. 218); die Geliebte ist der leuchtende Krystall für des Dichters Thräne; sein Weib kann sie nicht sein, aber das, was bei den Füßen des Heilands Maria Magdalena war (S. 238); sie soll ihm nicht bei den Sternen Treue schwören, sondern auf die Veilchen, die sie ihm in ein Epheublatt gewunden; ihr Wort ist dann so in Veilchenduft gebunden, daß Meineid sie aus dem Frühling triebe (S. 239); seine Sterne, wie Lava heiß, möcht' er in dem reinen, unbefleckten Schnee ihrer vollen Schulter begraben (S. 240); die Wolke ist des Himmels weißer Schwan (S. 215—244 „Sonette an eine Roveretanerin“). — Die Gebärde eines dahingeschiedenen Kindes war Geist und Seele und der Leib ein Blumenstrauß („Das tote Kind“

S. 250). — Das schöne Bild von der Geliebten hängt stumm in seiner Seele, wie Sternenlicht in Julinächten („Haß oder Lieb" S. 313). — Die Weinfreuden des Oktober hat der Mai boshaft vertagt; stumm sind die Berge, und nur die Fässer dröhnen hohl; jedes dieser Fässer ist der Sarg für eine Freude Tirols („Die kranken Trauben" S. 16). — Die Fahne träumt von fernen Schlachtentagen („In Meran" S. 18). — Das Heidekorn ist des Älplers Manna („Das erste Kaiserschießen in Bregenz" S. 20). — Ein düstres Bethaus war der grüne Wald, wie Sünderinnen bückten sich die Halmen (ibi). — Die weiß und grüne Freude (Tirols) soll kein schwarzer Pinsel (der Klerikalen) traurig überkleistern (ibi). — Der bankerotte Janitschar von Rom liegt im Fossil (ibi). — Tirol ist der Schmuck- und Blumentisch und die Konsol, wo deutsche Freiheit ihre Schläfe kränzte (ibi). — Die Schützen Tirols sind die Gemsenwacht von Deutschlands Freiheit („Schützenlied" S. 25). — Das Lied nimmt die Seele aus dem Blütenkelch der Zeit (ibi). — Die Distel thut mit eingelegtem Speere ihren Wachtdienst am Wegrand („Der alte Schütz am Prager See" S. 29). — Die Zähne einer Schützenbraut blinken wie Türkenkörner in der Milch; sie ist schlank wie das Fohlen eines Hirsches; ihre Augen sind groß und brombeerschwarz; ihr Mund ist eine Berg-Süßkirsche, ihr Hals ist weißes Fichtenharz („Schützenromanze" S. 30). — Die Rosen schlagen abends ihre roten Zelte in den Schnee (ihres Blütengrundes).

(ibi). — Die Etsch verschifft beim Sternenschein im Thal des Himmels Gluten („Fahnenwidmung" S. 42). — Die heimlich Geliebte ist sein rosendornig Leben („Sie" S. 145). — Männerthränen: flüssige Funken („Männerthränen" S. 147). — Der Dichter hat seine Liebe mit schimmernden Blüten (seiner Poesie) bedeckt, wie der Kirschbaum, den der Wind neckt, die Wiese („Phryne" S. 149). — Die naschhafte Welle der Etsch stellt den Trauben und den süßen Feigen nach („Meine Heimat" S. 43). — Die Berge Tirols, seltner Treue Zeugen, stehen bald stolz und aufrecht da wie der Siege gegossene Säulen, bald beugen sie sich ins Thal, wie besorgte Mütter an der Wiege ihres Kindes (ibi). — Der Burgen bröckelnde Ruinen verstecken den längst gebrochenen Hochmut (ihrer einstigen Besitzer) bettelstolz unter Epheugewändern (ibi). — Die tosenden Bäche Tirols füllen die durchsichtigen Rubinenbecher der Alpenrosen (ibi). — Die Ähre des Feldes neigt ihm zur Seite ihr Haupt schwermütig in Gedanken („Im Feld" S. 44). — Die Sterne mahnen die flatternde Filäne, den süßen Honig aus den Cyanen auszutrinken („Ein Dichter" S. 45). — Im Tau des Morgens lächelt eine Rose gleich der vom Kuß noch feuchten Mädchenlippe („Thränen" S. 53). — Das Abendrot kommt mit aufgelösten purpurnen Bändern („Auf einem dürren Baume" S. 55). — Die Anemone die azurblasse Nachtwandlerin (ibi). — Die Lippe der Geliebten ward einst vom Kuß der Liebe geschwellt, wie die Kirsche, wenn sie an der

Sonne reift („Ein Sterbebett" S. 60). — Seine Braut war des Himmels schönste Dichtung (ibi), die Seele seiner Lieder („Leidenschaft" S. 65). — Die Poesie ist das Kronjuwel der Liebe (ibi). — Die Sonne, wie die ewige Liebe, kommt singend und blühend zur Welt („Im Tempeldunkel rauchte" S. 88). — Die Jochlilie steht hoch wie auf einer Kanzel und nickt hin und her, als ob sie Christenlehre hielt („Nocker-Alpe" S. 94). — Dunkle Wolken, schwarze Sklaven, müssen keuchend Wasser tragen, um den Durst des verschmachtenden Veilchens im Walde zu stillen; die Sonne muß mit ihren Strahlenfingern goldne Fäden weben, weil ein eitler Falter auf des Flügels Ring Gold braucht („Warum" S. 99). — Der Sonnenschein tritt aufs nasse Moos mit Silberzehen („Er sagte jüngst" S. 105). — Schmetterlinge ohne Zahl verhandeln die Liebesnacht („Politik" S. 107). — Neidisches Sehnen bleicht die Stämme der Birken, als das Mädchen sich im Wald vor ihren Augen badet („Das Bad" S. 110). — Die Tanne schließt die rauhen Arme ihm um das kranke Herz („Aufgeweckt vom Schlafe" S. 115.) — Die Rose buhlt stolz und prangend mit jedem Morgenwind („Das Veilchen" S. 118). — Der Frühling bohrt am Nadelholz nach des Harzes flüssigen Golde (S. 190). — Zum schwarzen Blut der Trauben aß der Dichter das süße Rosenfleisch der Feigen (S. 218).

Diese Beispiele werden genügen, um einen Begriff von der schöpferischen Bildkraft Gilms zu

erhalten, worin man wiederholt ein gutes Teil der Originalität des Poeten erkannt hat. Selbstgeschaut, selbstempfunden — das ist die Signatur dieser Dichtung, die, so üppig sie zuweilen auch wuchert, doch selten in bloße Dekorationskünste à la Makart ausartet, sondern fast immer seelenvolle Empfindung in sich trägt. Ja, das ist es, worin das Geheimnis dieser Schilderungskunst Gilms beruht: er bringt seine Gefühls- und Stimmungswelt in einen solch innigen Zusammenhang mit der Natur, mit ihren Erscheinungen und Hervorbringungen, gewissermaßen in einen Konflikt mit ihr, wie Lenau*) sagt, derart, daß „aus diesem Konflikte ein drittes Organisch-Lebendiges resultiert, das ein Symbol jener höhern geistigen Einheit darstellt, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind." Das, was Lenau hier fordert, hat die Lyrik der letzten Jahrzehnte oft in großartiger Weise geleistet: innige Naturbeseelung, keine nüchterne rein verstandesmäßige Registrierung von Erscheinungen aus Natur- und Menschenleben, die höchstens nebeneinander herlaufen, sich aber in ihren Äußerungen und Wirkungen nicht gegenseitig beeinflussen, also einen innigen inneren Zusammenhang vermissen lassen. Gilms Poesie wird dieser ästhetischen Forderung gerecht; seine Lyrik ist keine nüchtern geschaute Natursymbolik; ihm ist die Natur und ihr Schaffen und Weben kein willkommenes Objekt für verstandes-

*) Vergl. Lenaus Recension von „Lyra und Harfe. Liederproben von Georg Keil."

mäßige Abstraktionen und Tifteleien, sondern das, was er in einem Briefe hervorhebt: „O welch ein Zauber liegt in der Naturpoesie! Wenn du nur ahnen könntest, wie ein abgeschälter nichtsnutziger Weidenbaum mehr zärtliche Dinge weiß, mehr göttliche Gedanken hat als ein Seelenhirt.

Gewiß: auch Gilm irrt zuweilen, vergreift sich in den Farben auf seiner Palette und komponiert verworrene Farbenstücke. Wie abgeschmackt ist das Bild von des Herzens Herd, drauf alles Feuer ausgegangen („Die Bleiche" S. 130); schwülstig wird Gilms Stil, wenn der Dichter sagt: „Du stießest des Auges brennenden Dolch in meine zermarterte Seele", sowie wenn er dichtet:

„Ich kenn' ein Mädchen, gleich der Traubenbeere
Gerundet, weiß gleich einem Silberschwane,
Großäugig wie die Gottesmutter Here
Und üppig gleich dem Kelch der Tulipane."

(„Ich kenn' ein Mädchen" S. 49).

Sachlich unrichtig ist das „schmale" Blatt" der Birke („Gegensätze" S. 50). An Übertreibung leidet das Bild vom Auge, das einst so gefunkelt hat, wie der brennende Sirius in lauer Sommernacht („Ein Sterbebett" S. 60), ebenso das Bild von Prometheus' ewigem Geier, der an seinem Herzen nagte (ibi). Mindestens gewagt ist das Bild:

„Ich küßte Mädchenhände weiß wie Schwäne,
Und ließ von ihren Kleidern mich umflocken."

(„An goldner Sessellehne" S. 48.)

Keine gesunde Gefühlslyrik enthält die Strophe:

„Im Auge quillt's, laß mich die Schleusen heben,
O, laß die Wasser fluten, nur von innen
Den Strom der Thränen in die Wüste rinnen,
Damit die Toten alle wieder leben."
(„Sonette an eine Roveretanerin" S. 228.)

Ebenso ist das „Flattern und Nicken" der Tanne „die dich beschwören will, daß du nicht scheidest" („Sterzing" S. 167) mit einem kritischen Marginalstrich zu versehen. „Das entblätterte Gerippe" des dürren Stils ist eine contradictio in adjecto; die „tiefsten Brunnenstuben der Schmerzen" wirken geradezu komisch.

Dieser Bombast und rhetorische Schwulst hängt zum Teil mit dem sanguinischen Temperament des Poeten zusammen. Leidenschaft stak ihm ja tief im Blute, und im Gewoge der ihn durchströmenden Empfindungen und Gefühle stammelten seine Lippen trunkene Worte, die das auch hier geltende Recht des „heiligen Maßes" überfluteten. Aber auch das gegensätzliche Moment trübt zuweilen das dichterische Wort bei ihm: nüchtern-prosaische Wendungen zerstören den Schwung seiner Phantasie; logische Verknüpfungen (Bindewörter 2c.) treten allzu kennbar und deshalb störend hervor und rauben dem Gedicht seinen Stimmungsduft; fehlerhafte und unschöne Zusammenziehungen trüben die Reinheit und Schönheit seiner Sprache; unreine Reime schlüpfen verhältnismäßig häufig unter. Auch hierfür einige Belege.

Zunächst die Reime, die in Gilms Gedichten eine wechselvolle Laune zeigen. Bald treten sie — dem Charakter der jeweiligen Poesie entsprechend — sinnlich-kräftig in harmonischer Klangfülle auf, bald drücken sie sich in ausgebrauchten Gleichklängen matt herum. Wir finden in des Dichters Sammlung beispielsweise: Söller-Pöller (S. 18), schnalzen-falzen (S. 29), wacker-Acker (S. 40), Theater-Vater (S. 146), selber-Kälber (S. 150), wohnen-Anemonen (S. 49), Zerstörer-Empörer (S. 51), Feme-Diademe (ibi), tiefer-Schiefer (S. 54), Eider-Kleider (S. 53), Marken-Barken (S. 53), grober-Oktober (S. 319), Karte-Scharte (S. 14), Rekruten-Fluten (S. 158), Jaufen-Raufen (S. 154), Türmer-Würmer (S. 176), Hirsche-Kirsche (S. 31), Juchten-Schluchten (S. 31), alabastern-Astern (S. 32), Fahnenbest-Kugelfest (S. 34), Thräne-Filäne (S. 45), Lied-Heroid (S. 64), Diadem-Anathem (S. 65), Brunelle-Quelle (S. 93), Hosianna-Havanna (S. 114), Muselmane-Alkorane (S. 156), Geländer-Sechzehnender (S. 200), Algier-Revier (S. 205), hohl-Sebastopol (ibi), Tinten-Hyacinthen (S. 209), Apernstagione-Limone (S. 225), Spaniol-Tirol (S. 236), Ruinen-Beduinen (S. 257), Chore-Hore (S. 283), Schwalben-Alben (S. 308), Zaide-Liede (S. 310), Krondomäne-Pläne (S. 339), Lippe-Aganippe — alles Reime, die auf Frische und Bedeutung Anspruch erheben dürfen, wenn sie allein auch gerade so wenig ein Kriterium für die Echtheit des Dichters geben, wie jene saloppen und trivialen Reime das Gegenteil beweisen, von denen folgende

hierhergestellt sein mögen: Gewehr-Gehör (S. 32), Kinde-Sünde (S. 35), Pfeiffer-Läufer (ibi), Geflüster-Priester (S. 45), Füllen-stillen (S. 94), Reiz-Kreuz (S. 199), Harpunen-Brunnen (S. 201), freilich-abscheulich (S. 253), Makel-Fackel (S. 295), lieb-trüb (ibi), häuslich-weißlich (S. 319), Leut'-Zeit (S. 325), wünscht er-Ginster! (S. 147), thöricht-Kehricht (S. 135) thätig-Venedig (S. 162), Granten-gespanntem S. 140), Feu'r-teu'r (S. 37), Nazareth-red't (S. 105).

Nun auch einige Beweisstellen für blöde Wendungen und Makel im einzelnen.

Im „Schützenlied der Pusterthaler" (S. 35) heißt es in der ersten Strophe:

„Hand in Hand!

Unser Kaiser liebt die Schützen,
Deren Augen mutig glühen,
Während an den Fahnenspitzen
Junge Morgenrosen blühen."

Abgesehen von dem unreinen Reime fehlt einmal der innere Konner zwischen den mutig glühenden Augen und den von Morgenrosen umblühten Fahnenspitzen, und zum andern wird diese logische Lücke durch das nüchterne „während" um so fühlbarer, ähnlich so, wie in der zweiten Strophe die Wendung „Doch um erst" (Richtet euch! Doch um erst den Arm zu stählen".) Dergleichen Platitüden, die die Zartheit der Stimmung beeinträchtigen, sind z. B.:

„Ist kalt mein Herz und meine Lippe trocken,
Und kommt das Alter mit den bösen Dingen"
(„Gegensätze" S. 50)

oder:

„Wenn du dies liest — nicht wahr, du wirst es lesen?
So ist ein Sommertag dahin; du sahst die Pracht
Desselben, als, ein überirdisch Wesen,
Du auf dem Söller standst."
(„Natur und Liebe" S. 62.)

Konventionell gehalten ist:

„Was gaben sie dir dort für meine Lieder?
Ich möchte wissen, was ein Dichter gilt." 2c.
(„Erhebung" S. 67)

oder:

„Wenn ihr mit dem schönsten Kinde
Nicht so hart wär't umgegangen."
(„Wenn —" S. 188.)

Wie matt pointiert ist das Gedicht „Das kranke Kind" (S. 197):

„Das war des Frühlings erste That
Und keine von den kleinen."

Wie schwer bepackt wankt in dem Liede „am Achensee" (S. 208) das Schlußwort der ersten Strophe daher:

„Durch seine Wasser zieht den Silberfaden
Kein durch das Lied und Schwert verklärter
Strom."

Prosaisch ausgedrückt ist auch die Stelle:

„Nachdem es so gethan,
Klopf ich am Himmel an" 2c.
(„Der Glückstopf" S. 288.)

ähnlich wie die Wendung:

„Es orgelt immer lauter,
Sie (die Braut) weinet immer mehr."
(„Die Braut" S. 332.)

Ebenso ist das Gedicht „Kinderschuhe" (S. 338) nicht fleckenlos:

„O mit welcher Hast und Eile,
Flüchtend aus der Mutter Hort,
Wirft der Mensch zum größten Teile
Seine Kinderschuhe fort."

Liest man die Stelle:

„Erkranken können beide leider,
Doch oben lebt der alte Gott." —
(„Die kranken Beeren" S. 17.)

im Zusammenhang mit den vorhergehenden und nachfolgenden Versen, so hat man das Gefühl, daß das hier triviale „leider" gesetzt ist, um den Reim für „Kleider" abzugeben. — Wenig Wohllaut besitzt die dritte Zeile der folgenden Strophe:

„Ich beneide dich wahrhaftig
Um das gute Einverständnis,
In dem du mit deinem Gott stehst."
(„Der Gott" S. 146.)

Auch dem schönen Lied „Ihr Berge seid der Heimat hohe Dichter“ (S. 45) klebt ein Makel in der Stelle an:

„Ein kahler Fels glüht noch, als könnte selben
Die Nacht vom süßen Sonnenkuß nicht trennen.“

Nicht glücklich gewählt ist ferner der Ausdruck: „Meine Mutter hatt' zur Wallfahrt sich verlübdet“ („Gelübde“ S. 85). Wie störend wirkt das doppelte „es“ in „Schicksal“ (S. 98):

„Es (das Vöglein) mußte sterben im Neste da,
Vor es die träumenden Palmen sah.“ —

Oder liegt hier ein Druckfehler vor? Ebenso ist das „hungerige“ Kind unschön; es füllt höchstens das Silbenmaß der Zeile („Warum?“ S. 99). Zerhackt und wenig formrein, einmal wegen des doppelten Relativsatzes, zum andern wegen der gewaltsamen Reimpaarung von „wie“ und „die“ ist die Strophe:

„Es ist kein Gott, der denkt, der wie
Ein Künstler wirkt und schafft,
Was Gott ich nenne, ist nur die
Im Stoff latente Kraft.“
(„Er sagte jüngst“ S. 105.)

Man findet des weiteren abgegriffene Redensarten und Flüchtigkeiten wie folgende: „Drei lange schöne Tage dau'rt ihre Mission“ („Die Mission“ S. 94), „Als ich des Morgens aufgewacht, öffn' ich mein Vogelhaus“ („Der Traum“ S. 97),

„Jährlich rauschte dann die Fichte, grünend meinem Grab empor" („Wunsch" S. 115), „Und die Jungfrau, die ich trage — Still in meines Herzens Schrein, — Wird wohl ohne alle Frage — Schöner als die eure sein" („Kloster Fiecht" S. 116), „Es ist doch jammerschade für jedes schöne Wort" („Dummes Geschwätz" S. 116).

Gegenüber diesen Beanstandungen, denen man kein Gastrecht in dem Reiche der Poesie zusprechen kann, kommt aber auch der schöpferische Gilm zu seinem Rechte. Zwar ist er kein hervorragender Präger kühner Wortneuerungen, die unserem Sprachschatz eine Fülle geschickt gebrauchter Wendungen zufließen lassen; aber wir finden in seiner Poesie doch so manche gefällige Zusammensetzung und — was für ihn wiederum sehr charakteristisch ist — sinnlich kräftige Wortbildungen, wie sie eben nur ein echter Dichter seinem Instrument entlocken kann. Dahin ist zu rechnen: Die landverwiesene Distel (S. 20), Büßerklaglaut (ibi), das gletschereisdurchglänzte Tirol (S. 21), Bergschneeglanz (S. 32), die sehnenstarke Hand (S. 39), thränenspurige Briefe (S. 146), Seelenschergen (S. 44), das liebentwöhnte Vaterland (S. 52), Mondscheinkolorit, Blättertritt, mondscheinmatt, die verdorrte Dichterwelt (sämtlich S. 55), die himmelnahe Seele (S. 63), die frühlingskranke Sehnsucht (S. 68), Weizenährenwogen (S. 89), Abendgold im Haare (S. 91), die millionenerdengroße Sonne, ihre Strahlenfinger (beide S. 99), sommermüde Lieder (S. 112), der feierabendstille

See (S. 29), Blumenaugen (S. 54), geisterbleiche Kerzen (S. 116), ambraschwangrer Wind (S. 156), knabenunreife Küsse (S. 186), Lindenblütenwangen (S. 242). Winder (S. 45) führt außerdem noch an: Frührotdämmerschein, Rosenknospentraum (für Mädchen), frühlingswarm, frühlingsscheu, frühlingsheiter, frühlingskrank, fichtenlüsterne Ziegen, die apfelblütenrote Rose, Mutterschwalbenschwinge, vorsündflutliches Titanentum, Alpenblumenland, Bergamselschlag, und verweist dabei auf ähnliche Bildungen in Schillers Jugendperiode.

Wenn ich alle diese Einzelheiten hier anführe, so geschieht es nicht, um einen Beitrag zu jener ästhetischen Fäschenklauberei und Silbenstecherei zu liefern, die in philologischen Kreisen vielfach beliebt ist, sondern um Gilms Produktionsweise zu charakterisieren. Ein gutes Teil dieser Flüchtigkeiten und allzu keck beanspruchten poetischen Licenzen wurzelt nämlich in der Eigenart der Gilmschen Dichtungsweise. Der Born der lyrischen Poesie quillt zu Zeiten bei ihm dermaßen unerschöpflich und anhaltend, daß er nicht imstande ist, seiner Herr zu werden: ein Meer von durcheinander wogenden und wallenden Empfindungen und Stimmungen giebt seiner Seele, die infolge seines leichtblütigen Temperamentes für die Reize der Außenwelt leicht empfänglich ist, einen bewegten Wellenschlag und nimmt dem Poeten die künstlerische Besonnenheit und Abgeklärtheit. Mit leidenschaftlich zuckendem Herzen kann man kein vollendetes Gedicht schreiben.

Gilm war eben zu sehr ein Kind des Augenblicks. Durch an sich ziemlich bedeutungslose Ereignisse konnte die zartnervige Natur des Dichters erregt, konnte seine feinsinnliche Seele in Schwingungen versetzt werden derart, daß sie den Grundaccord zu einem Liede gaben. Da glich Gilm „dem Hündlein Ariostos, das, wenn es das Vließ schüttelt, Perlen und Edelsteine nach allen Seiten ausstreut — nur sind sie beim Poeten nicht immer rein und gut geschliffen."*) (Pichler.) Seine dichterische Produktionsweise war kein anstrengender Prozeß, sondern ging flott und leicht von statten. In dem Gedicht „Visite" giebt er dies selbst zu; da sagt er:

„Was wollen wir so stumm im Haus
Uns sitzen gegenüber?
Ich dicht' ein Lied, geh' du hinaus
Um Blumen; mir ist's lieber.

In fünf Minuten nach der Uhr
Ist Lied und Sträußchen fertig;
Dann sei zum stillen Tausche nur
Des Augenblicks gewärtig."

Haben wir doch gesehen, daß er sechs Gedichte an einem Tage schuf. Er tauchte dann in die stürmisch erregte See seiner Gefühle und warf

---

*) Gilm übertrug seine poetische Begeisterung zuweilen sogar in seinen Praktikantenberuf. Sein Vorgesetzter Kern in Bruneck sah sich einmal, als die saltus lyrici bei Gilm in dessen Aktenkonzept gar zu hoch gingen, zu der Randbemerkung veranlaßt: „Ein Bericht ist kein Gedicht." (Gewährsmann: Pichler.)

flüchtig Liederperle auf Liederperle ans Tageslicht, kam aber nicht dazu, ihnen durch sorgfältige Bearbeitung jenen Perlmutterschimmer und Strahlenglanz zu verleihen, der unter ihrer staub- und schlammbedeckten Hülle gleichsam dem Sonnenlichte sich entgegensehnte. Wo er es aber that, da flammte auch der ganze Liebreiz der Poesie auf. Ein schlagendes Beispiel liefert das Lied „Allerseelen", dem Gilm nicht zum wenigsten seine Berühmtheit verdankt. Die ursprüngliche Fassung dieses schönen Gedichtes, das anfangs „Der erste Oktober" betitelt war, sei hier mitgeteilt, um eine Vergleichung zu ermöglichen:

„Stell' auf den Tisch die blühenden Reseden,
Die Nelken und die Astern trag' herbei,
Und laß uns still von unsrer Liebe reden,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und sieht man es, so ist's mir einerlei.
Gieb mir nur einen jener feuchten Blicke,
Dann denk' ich mir, es ist der erste Mai.

Nicht daß ich mich zu Kühnerem erdreiste,
Doch die Gedanken waren immer frei;
Mund, Aug' und Stirne küss' ich dir im Geiste
Und denke mir, es ist der erste Mai."

Aber diese ausfeilende und nachglättende Thätigkeit hat Gilm nur vereinzelt geübt. Nach den Märzereignissen von 1848, die seiner poetischen Produktion (namentlich seiner politischen Dichtung) eine scharfe Grenze zogen, versiegte der Strom seiner Dichtung

ziemlich, von ein paar erwähnenswerten Ausnahmen abgesehen. Und zu einer von künstlerischem Taktgefühl beseelten Aus- und Nacharbeitung seiner Lieder ist er nicht gekommen: als er sich ernstlich diesem Vorhaben widmen wollte, nahm ihm — wie erwähnt — ein schleichendes Siechtum die Frische und Spannung, bis der Stift vollends seiner Hand entsank. Dieses Moment: den Mangel eines Abschlusses in der Gilmschen Dichterindividualität darf man nicht aus den Augen verlieren, will man ihr gerecht werden.

Freilich kommt noch ein wesentlicher Zug in seiner Dichternatur hinzu, dessen bisher noch keine Erwähnung gethan ist. Eine Menge der oben im einzelnen nachgewiesenen poetischen Unarten, die bis hierher absichtlich aus dem Kreise unserer Untersuchungen ferngehalten wurden, sind dem Dichter von Heine überkommen. Dieser „ungezogene Liebling der Grazien" hat einen tiefen Einfluß — und nicht gerade einen heilsamen — auf unseren Tiroler Sänger ausgeübt. Damit kommen wir auf die poetischen Taufzeugen Gilms zu sprechen.

Gilm war ein moderner Dichter, fühlte sich und gab sich als ein Poet unserer Zeit. Von dem Einfluß der Antike auf die Gegenwart hielt er nicht viel und entgegnete einmal Pichler, als dieser ihn auf die Griechen hinwies, flüchtig: „Das ist gelehrtes Zeug; wir müssen uns an nähere Dichter, an Byron und ähnliche halten." Mit dieser Abneigung im Zusammenhang steht die Eigentümlichkeit Gilms,

daß er in seinen Dichtungen die antiken Versmaße — wenn man von einem einzigen Distichon absieht — vollständig ausschloß; überhaupt ist — das sei bei dieser Gelegenheit erwähnt — der Kreis seiner Metren ziemlich eng gezogen. Er gebrauchte vorwiegend einfache Versmaße; daneben finden sich vereinzelt die reimüppige Ottaverime und das gedankengestraffte Sonett; auch ein orientalisches Versmaß — das Ghasel — hat sich in die Sammlung verirrt (S. 350), das uns allerdings nicht recht gefällt. „Der alte Schütz am Pragser See" (S. 28) zeigt den wahrscheinlich auf Freiligrath zurückzuführenden Alexandriner. Statt der alten Klassiker haben ihn dafür zeitgenössische Poeten um so mächtiger beeinflußt: Heine und Herwegh, Schiller und Goethe, Grün und Lenau, Rückert und Platen, Freiligrath und Bürger. Pichler schrieb in einem Brief*) (6. Dezember 1844): „Gilm ging von Heine, Freiligrath und Grün aus; das düstere Auge Byrons blickte allerdings auch durch die Fenster in die Kanzleistube des k. k. Praktikanten; doch war für den gewaltigen Lord der Raum hier etwas zu enge. Ich hätte unserem Landsmann freilich eine etwas breitere und festere Grundlage gewünscht; jetzt ist er aber er selber und seine besten Poesieen gehören zum Besten; er muß jedoch vorwärts, vorwärts, vorwärts, sonst verfällt er der Manier und dann gehört er dem Teufel." Der Gefahr der Maniriertheit ist Gilm in einigen Serien seiner

*) „Zu meiner Zeit" S. 221.

Gedichte allerdings nicht entgangen. Heine war hier sein erdrückendes Vorbild, das ihn nicht aus seinem Bann ließ. Der Uneingeweihte könnte sich kaum einen Gegensatz zwischen zwei Dichtererscheinungen schärfer und schneidender denken als zwischen Heine und Gilm. Hier der nervenüberreizte Poet der Salons mit ihrem Parfümduft, geschminkten Wangen und nackten Schultern, ein Poet, übersättigt von dem Hautgout vornehmthuerischer Blasiertheit, ein Mann von orientalischer Abkunft, dort der naturfrische Sohn der freien Berge, mit Augen, klar wie der krystallene Bergsee, mit einem Herzen, gärend und überschäumend wie der Inn, der ihm das Wiegenlied gesungen. Der Düsseldorfer Poet von 1799, der sich neuerdings vergeblich um ein Denkmal in seiner Vaterstadt, ja in Deutschland überhaupt beworben, fand in Gilm einen Verehrer seiner liebeskranken Muse. Als das „Junge Deutschland“ in den dreißiger Jahren seine litterarische Revolution ins Werk setzte, um den vermeintlichen Götzen der Romantik vom Throne zu stürzen, schlugen die Wellen dieser Geistesbewegung auch nach Tirol hinüber. Hier fand das „Junge Deutschland“ allerdings einen Widerstand und eine Entschlossenheit des Widerspruchs, die damals als Ketzerei gelten konnte.*) Schuler, der in seinen Vorlesungen dem Talent Heines gerecht wurde, schrieb: „Die meisten Poeten des sogenannten Jungen Deutschlands verstehen nur zu machen, nicht zu schaffen. Ihre Er-

*) Vergl. über Heine in Tirol „Litteraturblatt II.“

zeugnisse gleichen auf ein Haar dem Homunkulus. Was diese Leute, die das deutsche Volk durch und durch regenerieren wollen, auszeichnet, ist nebstbei ein totaler Mangel an wissenschaftlicher Tiefe, daher sie fortwährend Eier ausgackern, die sie nimmermehr zu legen imstande sein werden. Als die Schlegel reformatorisch auftraten, gesellte sich eine große wissenschaftliche Reife zu ihrer niederschmetternden Kühnheit, daher hatten auch ihre kritischen Bemühungen einen nachhaltigen und ausgezeichneten Erfolg.“ Auch Beda Weber erkannte die dichterische Begabung Heines an, sprach aber sein Bedauern aus, daß man „bei so viel Poesie so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein könne.“ Eine entschiedenere Stellung nahm dagegen Streiter ein. Nach ihm habe Schuler das „Buch der Lieder“ überschätzt. Er bezeichnet die Jungdeutschen als Leute, „welche ihre angeblichen Lorbeeren nicht durch Schöpfungen, sondern durch Verwerfung alles bisher Geschaffenen erwarben. Ich sehe an ihnen nichts, als Haschen nach Originalität, um Aufsehen zu erregen. Man nenne mir ein einziges Produkt von ihnen, das nicht den widerlichsten Eindruck auf Verstand und Herz zurückläßt.“ Der düstere, verbitterte Senn erzählt eine Fabel: er habe im Frühling mit größtem Entzücken einer Nachtigall gelauscht; als er jedoch hinter den Busch sah, habe er Heine gefunden, der die Melodieen nachpfiff; mit Ekel habe er sich da abgewendet. Senn durfte allerdings von seinen Gedichten sagen, was

bei Heine nicht immer zutrifft: „Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet.“ Gilm dagegen nahm eine mehr vermittelnde Stellung ein. Er schrieb 1843 an Schuler: „Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich, und man könnte weinen, wenn sie von dem Baum der Freiheit die unreifen Knospen reißen und die Zukunft um Blüte und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser als bei uns. Denn dieser Baum ist von unendlichem Wachstum, und ich möchte sagen: je mehr an ihm mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbaut, und unsere künftigen Dichter werden lange, lange Schutt führen, ehe der Boden urbar ist.“ Heines Einfluß auf Gilm ist in den Gedichten des Tirolers unverkennbar. Gewiß verdankt er dem Pariser Aristophanes manche Befruchtung und Förderung seiner poetischen Begabung: die leichtflüssige Melodiösität mancher Lieder, ihre Sangbarkeit, ihr gefälliger Strophenbau deuten darauf, daß Gilm nicht umsonst in der Schule Heines gesessen. Außerdem ist es unbestreitbar, daß dadurch Gilms lyrische Tonarten an Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit gewonnen haben. Daneben zeigen sich aber auch Makel und unreine Stellen in seiner Poesie, die nur dem Dunstkreis Heines entstammen. Dabei ist an die Salopperieen im Gebrauch des Reims gedacht, an die boshafte Ironie, an die ätzende Spottlauge, mit der viele Poesieen Gilms übersättigt sind. Der ganze Liedercyklus

„Rosaneum“ wandelt in den Spuren der Pariser Spottdrossel. Man wird sich entsinnen, daß diese Reihe Lieder in Linz entstand, nachdem Gilm in Wien das sybaritische Wohlleben der Großstadt vollauf geschlürft. Ja, gerade die Scirokko-Atmosphäre der Wiener Salons, wo Gilm den berauschenden Duft so mancher Rosenstunde trank, hatte ihm Heine geistig und seelisch näher gebracht. Tauchte seine Seele doch hier in ein Lebenselement von Genuß und Frohsinn, von sehnsuchtverlangender Liebe und halber Gewährung, aber auch von Verlockung und Verirrung, von Untreue und Verrat, von Spott und Hohn. So fand er hier gewissermaßen die Lebenstöne, die manchen Heineschen Liedern ihre Grundaccorde verliehen. Ja, diese Töne durchirrten und durchschwirrten seine eigene Seele und ließen ein wehes Echo in seiner Brust zurück. Damit hatte seine Poesie denselben Nährboden des Lebens gefunden, dem die Lieder seines großen Vorbildes entkeimt waren, dessen Einwirkung, unterstützt von eigenen Erlebnissen, auf den Tiroler Dichter um so nachhaltiger sein mußte. So wurden von außen her Töne in ihn hineingetragen, die im Grunde genommen sich von seiner ursprünglichen Poesie so unterscheiden, wie das deutsche Gemüt von dem orientalischen. Da schlichen sich in seine Lyrik jene Weltschmerzelei und -verachtung, jene geistreichelnde Ironie, jene Boshaftigkeit, jene blendenden Antithesen ein, die in Heines Liedern so üppig wuchern und der offenen Tiroler Natur Gilms

fremd waren. Dies ist mit eine Erklärung dafür, daß wir bei Gilm auf Anempfindung, Nachahmung, innere Unwahrheiten, eingebildete Leiden stoßen, die seine elastische Natur keck gebar. Auch der poetische Niederschlag dieser Gesamtstimmung, die Poesie selbst, lassen das Anempfundene äußerlich unschwer erkennen. Gleich das erste Gedicht in „Rosaneum" zeigt deutlich Heines Spuren:

„Die Mutter sitzt steif auf dem Sofa,
Ich auf dem Sessel daneben,
Und mir gegenüber, da sitzt sie,
Mein rosendorniges Leben."

(„Sie", S. 145.)

Ein echter „Heine" ist ferner folgendes Gedicht, das den Stempel großstädtischer Gewohnheiten trägt:

Reich geschmückt, das Haupt voll Rosen,
Aus der Loge vorgebogen,
Lachte sie, daß ihr die nackten
Schultern an die Ohren flogen.

Lachte über Narrenpossen,
Lachte über Straßenzoten,
Während ich an ihrer Seite
Stille dachte eines Toten.

Also saßen wir beisammen
Heute abend im Theater,
Wo sie lachte und ich dachte
An den Toten — ihren Vater."

(„In der Loge" S. 146.)

Einen Demimonde-Charakter tragen je in ihrer Grundidee das geradezu abstoßende Gedicht „Der Gott" (S. 146) und „Immer heiter" (S. 147), in dessen letzter Zeile der bei Gilm doppelt auffallende Ausdruck von der „impertinenten ew'gen Gottesseligkeit" fällt. Wie gallig geraten ist der „Fluch" (S. 148), ebenfalls ein echter Heine in Tonfärbung und Ausdruck:

„Daß du mir Gift in die Seele geimpft,
Das sei dir christlich vergeben;
Doch daß du Grab deines Vaters beschimpft,
Das zahlst du mit deinem Leben.

Das zahlen bis ins letzte Glied
Die Früchte deines Leibes;
Denn das zu Tode mißhandelte Lied,
Das rächt sich im Schoße des Weibes.

Drum fliehe den Mann und fliehe zumeist
Sein Bett, es bringt dir Verderben,
Du sündigtest gegen den heiligen Geist —
Ich rat' dir als Jungfrau zu sterben." (S. 148.)

Ebenso ist der folgende Zweistropher, in dem der Dichter den verschmähten Liebhaber spielt, mit Scheidewasser à la Heine getränkt:

Der prächtigste Ochse.

„Der prächtigste Ochse vorjähriger Mast
Ist selig zur Seit' dir gewandelt,
Und mich, den Sänger des Hauses, hast
So lieblos du behandelt.

Ich frug darum den Himmel, die Welt,
Ich frug darum mich selber:
Mein Gott, wär's anders auf Erden bestellt,
Wo kämen dann her die Kälber?" (S. 150.)

Welch üppig strotzendes Bild aus der Hautevolée bietet das folgende Gedicht mit seiner häßlichen Pointe:

Die Schlange.

„Wie sie behäbig im Fauteuil der Loge
Mit halbgeschloss'nen Augenlidern liegt,
Und ihr von Sättigung vergnügtes Lächeln
Durchs Antlitz fliegt!

Die Schlange ist es auf der Fächerpalme,
Die lange um ein Opfer ausgeschaut
Und eben einen Menschen hat verschlungen
Und nun verdaut!" (S. 151.)

Wenn man derartige von Patschulidunst geschwängerte Verse liest, so möchte man zweifeln, daß von demselben Poeten die frischempfundenen, klangfrohen und klangreichen Strophen der „Schützenlieder", die zarten und wundersam einschmeichelnden Weisen von „Allerseelen" und dergleichen Lieder stammen. Aber freilich: aus den oben mitgeteilten Gedichten blickt uns nicht das reine, volle Auge des Dichters an, sein wahres Poetenauge, sondern das im Banne Heines von Anempfindung getrübte. Gilm ist hier eben ein Poseur à la Heine; er giebt sich hier nicht sich selbst, nicht rein und ungeschminkt. Übrigens gehört der lyrische Sproß „Rosaneum"

der späteren Lebenszeit Gilms an, wie schon bemerkt ward. Aber auch sonst schon zeigt sich die Einwirkung Heines. So heißt es in dem Gedicht „Mein liebes Kind“:

„Mein liebes Kind, warum wird dir so bange,
Wenn ich vor dir hinüberflieg' zur Seine
Und meine Stirne statt an deine Wange
An den Granit des Obelisken lehne.“
(„Lieder eines Verschollenen“ S. 57.)

In dieselbe Kategorie gehören ferner die Strophen:

„Ein Mädchen hatt' ich gar so lieb,
Dem pflückt' ich diese Früchte,*)
Und was von all dem übrig blieb,
Ist eine alte Geschichte.“
(„Die Erdbeeren“ S. 144.)

Mit einem gewaltsamen Knalleffekt schließt das Gedicht „Umkehr“. Der Poet hat sich in den Bergen verstiegen, und eilt nun heimwärts, um mit „ihr“ in raschen Zügen das „Minutenglas“ zu leeren.

„Ach, wie deine Lippen letzen,
Ach, wie deine Augen brennen!
Durch des Atems Rosendüfte
Kommt dein lindes Wort geschwommen;
Auch hast du an Brust und Hüfte
Gar sehr lieblich zugenommen.“ (S. 189.)

Eine ähnliche scheußliche Ernüchterung empfängt der Leser in dem Gedicht „La renommée“:

---

*) Erdbeeren sind gemeint.

„Du bist einfach, du bist häuslich,
Bist in Gottesfurcht erzogen,
Was du sprichst, das hast du weislich
Wohl bedacht und wohl erwogen.

Du bist sittsam und bescheiden,
Du bist fleißig wie die Biene,
Weißt dich allerliebst zu kleiden
Und hast Schalkheit in der Miene.

Du bist schön gleich einer Rose —
So versichern alle Kenner,
Und hast eine beispiellose
Neigung für bornierte Männer." (S. 319.)

Gleichfalls bei dem folgenden Gedicht sieht der Litteraturkenner unschwer den Poeten, der bei diesen Strophen Taufpate gewesen:

„Du trägst auf der Wange den Mai,
Ich trage im Herzen die Jugend,
Hab' ich Verstand für zwei,
So hast du für zwei die Tugend.

Was fehlt uns denn im Grund,
Daß wir so klagen und dulden;
Ich sag dir's frank und rund:
Nur hunderttausend Gulden."
(„Das Fehlende." S. 331.)

Man lese ferner: „Gottvergessene Liebe" (S. 79), „Sehnsucht" (S. 80), „Sonnabend" (S. 131), „Hexenplatz" (S. 143), „Ich soll mit dir nicht reden" (S. 262), „Er sagte jüngst" (S. 104), „Des Pfarrers Köchin" (S. 92), „Die gemischten Ehen" (S. 93) — und man wird ersehen, daß in all diesen angeführten Liedern, deren Aufzählung keine Voll-

ständigkeit beansprucht, Elemente Heinescher Eigenart die Grundtöne ausmachen.

Von den übrigen Vorbildern, die Gilm den Weg zum Dichterparnaß wiesen, seien ferner Anastasius Grün und Ferdinand Freiligrath genannt. Des erstgenannten Sängers bilderreicher politischer Dichtung ist bereits gedacht. Gilm wetteifert mit seinen beiden Genossen in Apoll an kühnen und üppigen Bildern, an Elasticität der Phantasie, ohne aber deren Gedankentiefe und wuchtige Konzeptionskraft zu erreichen. Auch darin gleicht Gilm dem Detmol der Abkömmling, daß er — gleich Freiligrath — Gegenden besingt, die sein leibliches Auge nie gesehen, wie andererseits auch die hier und da bei Gilm auftretende Lust im Schwelgen fremdsprachlicher Reime — Eigennamen u. dgl. — auf Freiligraths exotisch gesättigte Reime zurückzuführen sind. Ein Beispiel dieser Art ist:

Ich denke dein.

„Führt mich das Lied auch bis zur fernen Küste
Der Kanariden, wo Gazellen grasen,
Und bis zum Atlas, wo am Saum der Wüste
Kabilenreiter zu dem Angriff blasen —

Und wenn ich von der englischen Fregatte
Herab die Stadt des Himmelreichs begrüße,
Und im Araberzelte auf der Lotosmatte
Die süße Frucht des Palmenbaums genieße“ 2c.

(„Lieder eines Verschollenen“ S. 56.)

Besonders folgt der Liedercyklus „Theodolinde“ der Richtung Freiligraths. Wie dieser einst, so stellte

auch Gilm das Dogma vom Fluche des Dichtergenies auf:

„Ich wußte nicht, wie schmerzenreich und herbe
Die Tage eines Dichters sind.
Ein Fluch ist Poesie! Denn wer ihr Zeichen
Auf seiner Stirne trägt, der ist verfemt.“ (S. 61.)

Ferner gehört hierher das gefühlheiße Gedicht „Leidenschaft“:

„Das Reh, so geht die Sage, das gehetzte,
Vergieße Thränen, und das kranke Wild
Im grenzenlosen Grasmeer der Savanne
Verlasse seiner Herde Spiel und Lust
Und such' im dunklen Forste eine Tanne,
Dort auszuhauchen seine Brust.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was soll ich denn bezähmen? Soll ich rasen
Mit dem Ideal in mir? Vergessen dich?
O, eher will auf einer der Oasen
Der brennenden Sahara rauben ich
Den jungen Tiger einer Tigermutter,
Und eher will ich der Hyäne nahn
Und ihr, der ewig hungernden, das Futter
Entreißen aus dem scharfen Zahn.“ (S. 66.)

Auch das Gedicht: „Exurgat aliquis nostris ex ossibus ultor“ steht im Zeichen Freiligraths. Zu den genannten poetischen Beeinflussungen kommen ferner noch die von Herwegh (man lese Gilms „Zeitsonette“), Schiller*) (vgl. namentlich dessen Jugenddichtungen und Gilms „Märzenveilchen“)

*) Liest man die 2. Strophe aus Gilms Gedicht „Sophie“ (S. 128):

Platen, Lenau (z. B. „Niemand weiß", (S. 187), Rückert, ja, sogar Bürger mit seinem bekannten Spruch von den Früchten, an denen die Wespen nagen (cfr. Gilm S. 48: „Verlassen") und Goethe mit seinem „Erlkönig" und seinen orientalischen Bildern im „westöstlichen Diwan" werden Gilm zu nachahmungswürdigen Vorbildern.

Werfen wir nun, nachdem wir die Wurzeln der Gilmschen Produktionsweise bloßgelegt, einen zusammenfassenden Überblick auf seinen poetischen Werdegang, thun wir es selbst auf die Gefahr hin, in Einzelheiten uns zu wiederholen! Wir werden dann auch sehen, daß Gilm trotz seiner vielfachen Anlehnung an bewährte Meister ein ursprünglicher Sänger, ein starker, gottbegnadeter Poet war; denn wo sich eine solche quellende Fülle von Empfindungsweihe und Gefühlsglut, von frischem Wollen und selten versagendem Können vereinigt wie in Gilms Lyrik, da kann die Muse ihrem Jünger das Lorbeerreis nicht vorenthalten.

Hermann Sander führt in seinen Gilm-Beiträgen an, daß das dichterische Talent sich in dem Tiroler Sänger zuerst regte, als er in der fünften Gymnasialklasse, der sogenannten „Poesie", saß;

„Da tritt aus einem Thale
Ein wundervolles Kind
Und streut aus ihren Locken
Die Blumen in den Wind",

so guckt hinter dieser Strophe Schillers „Mädchen aus der Fremde" hervor.

„Frau Hitt"*) sei die erste Dame gewesen, der er eine dichterische Huldigung dargebracht. Als Gilm im Sommer 1841 — er weilte in Schwaz — auf dem Achensee eine Spazierfahrt machte, lernte er vermutlich ein Fräulein Rosa Zech kennen,**) von der er am 27. Sept. 1841 seiner Schwester schreibt: „Es ist nicht lange her, war ein Mädchen hier aus Zweibrücken. Von dort aus kann man bei heiterem Wetter den französischen Telegraphen sehen, und ein feines Ohr hört wohl auch das Lied von Marseille. Die Mädchen sind empfänglich für den Geist der Zeit. Diese Fremde hat freiere Ideen, als alle Männer Tirols in hundert Jahren zusammenbringen. Sie frug mich einst, nachdem sie sich an unsern herrlichen Bergen nicht satt sehen konnte: ‚Und in dieser Natur giebt es keine Dichter?' Gilm antwortete am nächsten Tage mit folgendem Gedicht:

„Du sahst den Inn, wie er ein Junggeselle
Die Flur durcheilt, noch eingedenk der Lehren,
Des Abschiedskusses seiner Mutterquelle,
Sich gegen jede Fessel zu empören.

Du sahst die Berge, uns're Treue Zeugen,
Die Monumente uns'rer stolzen Siege,
Und uns so lieb; — nicht Mutterarme beugen
Sich zärtlicher zu eines Kindes Wiege.

Der Epheu kriecht um bröckelnde Ruinen!
Auch du warst dort und sahst das goldbesäumte
Geliebte Thal zu deinen Füßen grünen,
Und wie der Bach im Steingerölle schäumte.

---

*) Ein Berg bei Innsbruck.

**) Sander S. 26.

Du sahst die Kunst in überird'scher Blüte,
Im Sternenschmuck in allen Kirchen prangen,
Des ganzes Volks treuherziges Gemüte
Im Lächeln des Madonnabilds gefangen.

Doch einem Dichter hast du nicht begegnet,
Dem Wildbach gleich im Stürzen und im Tosen,
Der Fesseln bricht und — Diamanten regnet
Als Brautgeschenk für seine wilden Rosen.

Schau dich nur um! Erkennst du die Standarten,
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte?
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.

Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß nachts die Blumen um die Sonne weinen:

So hat mein Lied sich auch zu dir gestohlen
Durch all die Häscher und die Seelenschergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittich mich verbergen."

Dies ist die ursprüngliche Fassung des Gedichtes, das später zerstückelt und bedeutend umgestaltet in die erste Sammlung seiner Poesieen und auch in die Reklamausgabe überging; die vier Schlußstrophen bilden hier das Gedicht „Zueignung" (S. 44), die einleitenden Verse finden sich in „Meine Heimat" (S. 43).

Ein neuerdings von Prem („Der Lyriker Herm. v. Gilm" S. 22) veröffentlichtes Jugendgedicht, das seiner Zeit von Adolf Pichler dem Museum in Innsbruck übergeben wurde, möge hier mitgeteilt

werden, da es in Gilms Gedichtsammlung nicht enthalten ist. Es lautet:

An den Frühling.

„Schon grünt das Thal, die weichen Hügel schwellen,
Und Blumenkronen sieht das Aug' erblüh'n;
Umschlungen von der Bäche Silberwellen,
Erscheint der Auen stiller Hoffnung Grün,
Und Zweig an Zweig sich schwesterlich gesellen,
Der Berge nackte Spitze zu umziehn,
Steht die Natur mit ihrem Schöpfer-Stabe,
Weckt warmes Leben aus dem kühlen Grabe.

Die stolze Erd' in ihrer neuen Hülle
Wie farbenlos und kalt doch liegt sie da!
Weil du nicht unterbrichst die Trauerstille,
Da sonst dein Auge liebend auf uns sah,
O zeige dich in deines Glanzes Fülle,
Verkünd', Beglückender, du bist uns nah,
Und laß dein Licht durch unsre Wälder brechen,
Bemale und erwärme unsre Flächen.

Zu deinem Gruße, holder Frühling, prangen
Längst Hain und Flur, und du erscheinst noch nicht.
In schönem Kranz dich innig zu empfangen,
Erwartet dich, sich drängend an dein Licht,
Der Blumenkreis mit sehnlichem Verlangen,
Da ihrem Leben deine Glut gebricht,
Die jungen Bäume unter Thränengrüßen
Umarmen sich, dich liebend zu umschließen.

Nur du vermagst dem Schmuck des Erdenlebens
Zu geben Paradieses Reiz und Lust.
Ach, er erblühet ohne dich vergebens,
Verwelket unempfunden, unbewußt,

Und kein Gedeihen unsers heißen Strebens
Krönt ohne dich die neubelebte Brust,
Ja, soll der Mensch zu Höh'rem sich gestalten,
So kann er nur durch deine Kraft entfalten.

Wenn du erscheinst in deinem Götterstrahle,
Der alles hebt, uns allen Leben giebt,
Und kein Gewölk die blaue Himmelsschale,
Kein Sturm die goldne Sonnenhelle trübt,
Gleicht nicht die Welt dann einem Freudenmahle,
Wo der Versöhnung größte ausgeübt!
Das Herz ist frei, die Freude kehret wieder
Und ruft sich aus im frohen Schall der Lieder.

Und sieh', es tagt — die leichten Übel wallen.
Es ist der Mai, der gold'ne, schön und rein,
Und horch', es schlägt der Laut der Nachtigallen
In vollen Trillern durch den dichten Hain.
Die hellen Strahlen, die von oben fallen,
Wie ziehen sie in aller Busen ein!
Der duft'gen Gärten frisch belaubte Gänge,
Sie füllt des Volks frohlockendes Gedränge.

Wohl wagt sich nun am überbüschten Hügel,
Das Heimchen auch mit seinem Lied hervor.
Der frische Sang bewegt des Teiches Spiegel
Und freudig hüpft der Schilfbewohner Chor.
Des Vergnügens zauberhafter Flügel
Hebt alle Wesen wonnevoll empor
Und zeigt den Erdentöchtern, Erdensöhnen,
Daß sie es sind, die Gottes Schöpfung krönen.

Und spricht nicht laut der Stimme heit'res Regen,
Wie sehr der Mensch dem reichsten Wesen gleicht,
Er sieht das Glück und eilt ihm kühn entgegen.
Wohl fühlen wir bei solchem Schritt zu leicht,

Wie auf des Busens still verratnen Wegen
So oft die Liebe unser Herz beschleicht.
Und was auf einmal uns so fest gebunden,
Verdrängt so schnell des Lebens schönste Stunden.

Das Morgengold, die lichte Abendröte,
Die so herrlich die Natur verschönt,
Ihr Dämmerschein die hohe Pracht erhöhte,
Daß reicher Dank von heißen Lippen tönt.
Erfreut verkündet rings die Weidenflöte,
Der Himmel sei mit unserm Leid versöhnt,
Und uns umschlingt mit süßem Liebesbande
Das Vorgefühl zu jenem Vaterlande."

Noch in Gilms Universitätszeit (1836) fällt die Entstehung des Liedercyklus „Märzenveilchen" (S. 118 ff). Diesen durchgehends an Josephine Kogler gerichteten Weisen liegt eine nicht eben glücklich gewählte Idee gewissermaßen als Leitmotiv zu Grunde: Gilm hatte den Vorsatz gefaßt, auf jeden Tag des Märzmonats ein Gedicht — jedesmal mit Beziehung auf das Märzveilchen — zu schaffen. Durfte er seinem feurigen Dichtertemperament, getragen von Kraftfülle und jugendlichem Wagen, auch etwas Außergewöhnliches zumuten, so war andererseits die gewählte Stoffwelt eine engbegrenzte; Gedanke und Gefühl waren von vornherein an abwechslungsarme Vorgänge und Ereignisse gebunden und durften sich nicht freiblühend entfalten. Die 18 hier zu einem Strauß vereinigten Veilchenblüten sind die ersten, sich keck ans Sonnenlicht wagenden Frühlingsknospen der Gilmschen Lyrik. Sinnige Naturbetrachtung und treffende Bilder, von denen

oben manche Erwähnung gefunden, eignen ihnen: Aber volltönender Gesang ist es nicht. Man sieht in diesem Cyklus gleichsam das Tappen und Tasten des Dichters, den richtigen Ausdruck für seine Gefühle zu finden. Und doch hört man hier schon eigenartige Seelenklänge, die wert sind, ein Echo in der Brust des kunstsinnbegabten Lesers zu finden. Dahin gehört trotz des leis störenden letzten Reimpaares das frommnaive, herzinnige Lied:

Ein Grab.

„Es liegen Veilchen dunkelblau
Auf einem Grab im Abendtau,
Ein kleines Mädchen kniet davor
Und hebt die Hände fromm empor:

„O, sagt, ihr Veilchen, in der Nacht
Der Mutter, was der Vater macht,
Daß ich schon stricken kann und daß
Ich tausendmal sie grüßen laß.“ (S. 118.)

Geistig vertiefter und gefühlswärmer, dabei eben so naturfroh, geben sich die Lieder aus der „Sommerfrische in Natters“ (S. 77 ff.). Gilm hat hier einen weit glücklicheren Griff gethan, als in den „Märzenveilchen“, obwohl auch der Cyklus aus Natters hin und wieder noch jugendliche Züge aufweist. Der Dichter läßt in diesen bald leichtgeschürzten und flüchtig hingehauchten, bald lebensernsten und glutvoll beseelten Strophen ein liebendes und wieder geliebtes Mädchen singen und sagen. Eine Psyche regt hier ihre Schwingen und bringt

ihr Gefühls- und Empfindungsleben zu künstlerischer Gestaltung in einem Cyklus Lieder, die sich durch Heinesche Leichtigkeit in der Komposition und durch melodischen Fluß eben so sehr auszeichnen, wie sie sich anderenteils durch die Feinheit und Reinheit ihres Fühlens und Sinnens von dem eben genannten Poeten vorteihaft unterscheiden. Dieses Mädchen besitzt Gilms Freigeisterei (z. B. in „Guter Rat" S. 10, „Idiosynkrasie" S. 82, „Die Nonne" S. 82) ebenso wie seine sinnenfreudige Feuerseele. Ich stimme mit Anton E. Schönbach überein, wenn er Gilm diesen Kunstgriff — sit venia verbo — das Mädchen selbst sprechen zu lassen, hoch anrechnet und sagt: „Kommt doch in der modernen Liebesdichtung die Frau so wenig zum Wort! Nach dem Grundsatz, welcher dem Manne das Werben, dem Weibe die Wahl zuweist, wird jenem das Sprechen geboten, ist diese auf ‚Ja' oder ‚Nein' beschränkt. Und doch drängt es auch die Frau, der die Gabe der Dichtung gegönnt ist, Freude und Schmerz ihres Liebeslebens in Versen auszuströmen. Unter den Poeten unserer Zeit weiß nur Adalbert von Chamisso dem Pathos des liebenden Weibes Worte zu leihen, er, der mannhafteste unserer Lyriker. Ihm reiht sich Gilm an, der in diesen Liedern das Mädchen sprechen läßt, und in dessen reichen Versen, die man fast mit gedämpfter Stimme lesen möchte, bange Scheu, zagendes Bekennen, der Jubel des Glückes und die kühn gewordene Leidenschaft erklingen." E. Winder vergleicht treffend diese durch „Zartheit,

Duft und Farbenhelle“ ausgezeichnete Liederreihe mit einem Schwindschen Märchen. Darin allerdings vermag ich E. Winder nicht beizupflichten, wenn er meint, daß, indem Gilm durch den oben erwähnten Kunstgriff das Mädchen selbst reden läßt, es im Grund genommen nicht sich selbst, sondern den Geliebten, also den Dichter, zum Gegenstande seiner Poesie macht, daß der Sänger also, indem er das Mädchen seinen Liebsten besingen läßt, sich dadurch gleichsam selbst verherrlicht. Ähnliches könnte man — mutatis mutandis — von Chamissos „Frauen Liebe und Leben“ behaupten; mehr oder minder ist der Bräutigam doch stets das Spiegelbild seiner Braut. — Ein Beispiel für den zarten Stimmungsduft, der durch einzelne Lieder dieser Serie weht, ist das reizende Stillleben:

Stelldichein.

„Vier Uhr! alte Kirchturmglocke,
Deine Schläge sind Musik!
Mit der nächsten seiner Weizen-
Ährenwogen kommt mein Glück.

Finken, bleibt in meiner Nähe
Hier im hellen Sonnenschein,
Nur ein kleines Viertelstündchen,
Laßt die junge Braut allein!

Und du, alte lange Tanne,
Traumverloren, komm' zu dir
Und vertritt in dieser Stunde
Sorgsam Mutterstell' an mir!

Und du, Quelle, leise murmelnd,
Hör' ein angstbeglücktes Kind:
Murmle laut um Gottes Willen,
Wenn wir beide stille sind." (S. 89.)

Töne von sinnlicherer Klangfarbe zeigen folgende Strophen mit ihrer hübschen Pointe:

Rauhe Hände.

„Eines macht mich unzufrieden
Und den Dienst mir doppelt herbe,
Daß ich mit der rauhen Arbeit
Meine Hände mir verderbe.

Andre Mädchen haben Hände
Blendend wie die weißen Rosen,
Und so weich und zart zum Fühlen
Wie der Samt der Aprikosen.

Und wenn einmal sie sich röten,
Ist es nicht vom rauhen Dienste,
Sondern von dem Kuß des Mannes,
Der von allen war der Kühnste.

Und wer will nun mir verargen
Und mit mir darüber streiten,
Wenn ich statt der Hand die Lippen
Küssen lass', die unentweihten?" (S. 107.)

Einen Einblick in diese Psyche, die ahnungsvoll zum Weibe heranreift, giebt das Gedicht:

Sehnsucht.

„Als ich vor wenig Stunden
Auf deinen Knieen saß,
Die blühende, sonnige Erde
Und selbst den Himmel vergaß,

War meine Seele ruhig —
Die schlafende See vor dem Wind —
Ich war nicht mehr und nicht minder
Als eben ein glückliches Kind.

Verlassen nun fühl ich's: Die Liebe
Ist mehr als Zeitvertreib
Und eine träumende Jungfrau
Noch nicht das ganze Weib." (S. 85.)

Die Lieder aus der „Sommerfrische in Natters" bezeichnen mithin einen bedeutsamen Fortschritt in der dichterischen Entwickelung Gilms. Seine Bilder gewinnen an Originalität, seine Farbengebung an Leuchtkraft, seine Empfindungswelt an größerer Mannigfaltigkeit und an Tonfülle.

Dieselben Vorzüge in gesteigertem Maße — daneben allerdings auch Makel mancherlei Art — weisen der Liederflor „Theodolinde" (S. 59 ff). sowie die „Lieder eines Verschollenen" (S. 43 ff.) auf, die beide der wehen Leidenschaft Gilms zu Theodolinde v. Gasteiger entkeimt sind. Ein greller Gegensatz zwischen den Liedern aus Natters und den an Theodolinde gerichteten! Hier: ungestüm vorwärts stürmende elementare Leidenschaft, die ganze Feuergarben sprüht, dort: inniges, sinniges Sichversenken und beschauliche Liebesseligkeit; hier: Weltschmerzelei à la Byron und Freiligrath und schneidende Dissonanzen, dort: hoffnungsbeschwingte Liebeslust und keusche Sinnenfreudigkeit, die mit der Außenwelt sich harmonisch einen will; hier: als Ausdruck dieser zerrissenen Innenwelt vielfach poetische

Exaltationen, die das dichterische Wort seiner Schönheit entkleiden und die Technik der Dichtung sprengen, dort: Maß und Anmut; trotz verschiedenartiger Makel im einzelnen; hier: rhetorischer Pomp und zuweilen überladener Bilderprunk, dort: naive Naturbetrachtung von liebreizender Schlichtheit. Trotz alledem weist auch in dem Strauß an „Theodolinde" die poetische Entwickelungslinie Gilms vorwärts. Der Poet gräbt hier tiefer in seinem Herzensschacht, als in dem Natter-Cyklus, sein Gefühl läutert sich in der Glut des Schmerzes, seine Muse singt neue Weisen, seine Phantasie hat kräftigeren Schwung, weitere Flügelspannung.

In den „Liedern eines Verschollenen" zuckt dasselbe liebesheiße und -kranke Herz, wie in dem Cyklus „Theodolinde", blüht dieselbe üppige Sprache, greift der Dichter nach ähnlichen prangenden Bildern. Und hier, in dieser wogenden Flut der Leidenschaft, kommt bei dem Sänger zum erstenmal die freiheitliche Poesie zu Wort, wenn auch weniger um ihrer selbst willen, sondern vielmehr als Folie seiner Liebe zu dem Mädchen, sowie seiner teils wirklichen, teils eingebildeten Leiden. Sogar ein sozialpolitisches Lied verirrt sich in diesen Cyklus:

Arm und reich.

„Es sprach das Volk: „Ihr schlaft auf weichem Eider,
Uns aber friert, ihr Reichen, habt Erbarmen!"
Drauf sprachen sie: „Ihr habt ja statt der Kleider
Die Eisenfesseln an den nackten Armen."

Es sprach das Volk: „Ihr tafelt unter Blumen,
Uns aber hungert, o hört auf zu prassen!“
Drauf sprachen sie: „So sammelt euch die Krumen,
Die unsre fetten Hunde liegen lassen!“

Es sprach das Volk: „Ihr trinkt aus goldnen Schalen,
Uns aber dürstet, wollt uns nicht vergessen!“
Drauf sprachen sie: „So lindert euch die Qualen
Und trinkt die Thränen, die wir euch erpressen!“
(S. 53.)

Schließlich auch eine Probe für Gilms meisterliche Rhetorik und Kunst, in Vergleichungen zu schwelgen, eine Probe von eigenartig fesselndem Reiz:

Es mußte sein!

„Es mußte sein! Wir hatten nichts gemeinsam,
Du warst kein Ephen, ich kein morscher Turm,
Mich trieb es rastlos fort, du weintest einsam,
Du warst die Rose, und ich war der Sturm.

Es mußte sein, ob auch mein Mund verblaßte —
Du warst kein Adler, ich kein Alpensitz,
Du lagst auf deinen Knien, wo ich haßte,
Du warst die Palme, und ich war der Blitz.

Es mußte sein! Was nützt die späte Klage?
Begehrlich suchtest du, was ich vermied,
Du liebtest die Geschichte, ich die Sage,
Du warst das Leben, und ich war das Lied.

Wir fühlten, wenn auch schweigsam, was uns fehle,
Trug war dein Frohsinn, Lüge war mein Scherz,
Du frugst nach Gold, ich frug nach einer Seele,
Du warst der Jude, und ich war das Herz.

So träum' ich nachts. Doch ach! beim Licht der Sterne
Scheint dieser Traum mir frevelhafter Spott,
Wie blinde Heiden lästern die Madonne,
Du warst der Himmel, und ich war kein Gott." (S. 57.)

Die politische Lyrik Tirols, die von jetzt an in dem Dichter einen enthusiastischen Vertreter findet und in den „Jesuitenliedern", sowie in den ungefähr ebenfalls in diesem Zeitabschnitt entstandenen gärenden und schäumenden „Zeitsonetten aus dem Pusterthale" nach kraftvoller Gestaltung ringt, ist bereits ausführlich charakterisiert. In dem jetzigen Zusammenhange betrachtet, bedeutet die politische Dichtung Gilms eine Erweiterung seines poetischen Gesichtskreises; neue Motive, neue Gedanken strömen seiner Muse zu, die von ihr, der schaffensfreudigen, geprägt werden. Hierher gehören auch die vielfach erwähnten Schützenlieder, von denen die Sammlung unter dem Titel „Tiroler Schützenleben" (S. 15 ff.) 23 mitteilt.

Diese Herzenslyrik entfaltete in dem nun folgenden Liederkranz an „Sophie" (S. 28) ihre Schwingen glanzvoll und siegesgewiß. Dieser Cyklus, der sich durch seine maßvolle Empfindung von den Überschwenglichkeiten und den gekennzeichneten hohlen Deklamationen des Theodolinde-Reigens vorteilhaft unterscheidet, enthält Gilms populärste Liederstrophen, so die bereits mitgeteilten wehmütig schönen Rhythmen „Allerseelen"*)

*) Prem schreibt a. a. O. S. 258: „Als Geibel in der ‚Österr. Akademie' (I. 1859 S. 32) das Gedicht ‚Allerseelen' u. a. gelesen hatte, schrieb er ungefähr folgendes

und „Die Georgine“; auch die früher abgedruckten von verhaltener Leidenschaft durchhauchten Gedichte: „Kinderglaube“, „Dein Kranz“, sowie „Der Engel“ gehören dieser Abteilung an. Ihnen reiht sich ebenbürtig das von wehmütiger Resignation durchpulste Gedicht „Geduld“ an (S. 129):

„Geduld! sagst du und zeigst mit weißem Finger
Auf meiner Zukunft festverschloss'ne Thür;
Ist die Minute, die da lebt, geringer
Als jene ungeborne, sage mir!
Kannst mit der Liebe du den Lenz verschieben,
Dann borg' ich dir für eine Ewigkeit —
Doch mit dem Frühling endet auch das Lieben,
Und keine Herzensschulden zahlt die Zeit.

Geduld! sagst du und senkst die schwarze Locke —
Und stündlich fallen Blumenblätter ab,
Und stündlich fordert eine Totenglocke
Der Thränen letztes Fährgeld für ein Grab.
Sieh nur die Tage schnell vorüberinnen,
Horch, wie sie ängstlich pochen an die Brust:
Mach auf! Mach auf! Wenn wir nicht heut gewinnen,
Ist unser Scheiden ewiger Verlust.

Geduld! sagst du und senkst das Auge nieder,
Und alle meine Fragen sind verneint;
Geduld! Geduld! Verlassen bin ich wieder,
Die letzte Thräne ist noch nicht geweint,
Du hast geglaubt, weil andre warten müssen
Und warten können, kann und muß ich's auch,
Ich aber hab' zum Lieben und zum Küssen
Nur einen Frühling, wie der Rosenstrauch.“

über Gilm an einen bekannten Schriftsteller: ‚Wie ist es möglich, daß ein solcher Dichter unter uns lebt und ich nie etwas von ihm gehört habe!‘“

Zu einem kunsttüchtigen Schaffen gelangt Gilms Dichtkunst in den „Sonetten an eine Roveretanerin" (S. 215)*). In Strophen von glühender Sinnlichkeit und zum Teil von wunderbar fein ausgemeißelter Architektonik besingt er diese glutäugige Schönheit. Ja, blütensatte Frühlingsluft des Südens verleiht diesen Sonetten einen prickelnden Reiz. Man lese beispielsweise das folgende bilderüppige Gedicht von exotischem Kolorit und prägnanter Sinnfälligkeit:

„Mit deines Fächers marabutnen Schwingen
Wirst du den Brand in diese Lüfte jagen,
Die beider Indien Wohlgerüche tragen,
Und mir die Adern noch zum Sieden bringen.

Mach' zu den Fächer! Und ich will dir sagen,
Womit des Südens Gluten zu bezwingen:
Aus deinen Locken laß ein Zelt mich schlagen,
Wohin nicht soll der Strahl der Sonne dringen.

In deines Auges blauen Alpensee
Laß stürzen mich und mit dem Himbeerreis
Frisch aus dem Becher deiner Lippen laben,

Und meine Stirne, die wie Lava heiß,
Laß in dem reinen, unbefleckten Schnee
Auf deiner vollen Schulter mich begraben."
(S. 240.)

Man sieht aus dieser leidenschaftgesättigten Dichtung, daß die Sonne des Südens nicht umsonst Gilms Poetenhaupt bestrahlt hat. Ein treffliches

*) früherer Titel: „Valerie, ein Sonettenkranz".

Vollbild seiner geliebten Italienerin giebt er in dem folgenden Sonett:

„Gedankenvoll steht sie auf der Altane,
Verklärt vom Abendglühen; der Jasmin
Um ihre Locken flattert weiß und grün,
Als ständ' sie da mit der Tirolerfahne.

Im Garten aber, wo die Blumen blühn,
Reicht einem Stern, auf unsichtbarem Kahne,
Am Himmel schiffend, eine Tulipane
Den hellen Amethystenbecher hin.

Und nieder fällt der Stern im raschen Lauf
Und geht im Kelch der Tulipane unter,
Daß er auflodernd flammt wie der Karfunkel.

O, du mein Stern in meines Lebens Dunkel,
Kannst du wie der Gefall'ne nicht herunter,
So laß in deinen Himmel mich hinauf."
(A. I. S. 198.)

Arabeskenartig verwebt der Dichter in diese Leidenschaftssymphonie seine Heimatliebe und seinen Haß gegen die Jesuiten; auch spielen politische Fragen hier und da bedeutsam in den Sonettencyklus hinein.

Gleichfalls aus der südtirolischen Periode Gilms stammen seine „Lieder von den italienischen Grenzen" (S. 199 ff.). Gegenüber der vollsaftigen Leidenschaft und dem Bilderschmuck der „Sonette an eine Roveretanerin" nehmen sich diese oft flüchtig komponierten Strophen und Momentbilder etwas schlicht aus; dem dichterischen Porträt Gilms fügen sie keinen neuen charakteristischen Zug bei.

Ein schönes Stimmungsbild daraus ist das folgende:

„Blütenschwere Kirschbaumzweige
Streifen an die Eisenstangen
Des Balkones, und ich neige
Tief das Haupt, danach zu langen.

Welche Wonne, Stirn und Augen
In den vollen Strauß zu pressen
Und die Düfte einzusaugen
Lange . . . bis zum Selbstvergessen.

O, das kühlt die heißen Wangen,
O, das macht die Schmerzen weichen,
Macht, daß Scham sich und Verlangen
Ausgesöhnt die Hände reichen." (S. 191.)

Vielfach ringt sich in den „Liedern von den italienischen Grenzen" Gilms Heimatgefühl kräftig zum Ausdruck: seine Seele träumt hier in der österreichischen Grenzmark, inmitten einer fast südländischen Blütenwelt, von dem Norden (S. 175); sie sehnt sich zurück in die kalten Wälder des Pusterthals, wo es die Seele nicht so sehr friert, als in dem sonnendurchglänzten Südtirol; das Land seiner Ahnen, wo der Lorbeer grünt und die Myrte blüht, ist das Land seiner Sehnsucht (S. 182). Wehmut beschleicht sein Herz inmitten dieser kalten Pracht, und er singt:

„Wenn ich draußen Roggen säte
Und daheim ein Weib umfinge,
Wüßt' ich auch, um was ich flehte,
Wüßt' ich auch, für wen ich singe.

Sieh, mein Lieb, so ist's gekommen,
Weil mir eine Heimat fehlte,
Daß ich lang schon bei den Frommen
Als ein arger Ketzer gelte.

Meiner mög' sich Gott erbarmen,
Jetzt beschützen mich die Musen —
Liegt ein Weib in meinen Armen
Und ein Kind an ihrem Busen."

(„Mangel der Heimat" S. 176.)

Weit kräftiger, unmittelbarer und reiner kommt der Tirolomane in Gilm in seinen Schützenliedern (S. 15 ff.) zum Durchbruch. Hier, in diesen Gelegenheitsgedichten im besten Sinn, entfaltet seine Lyrik ihr hochfliegendes Pathos, ihre klangvolle Naturmalerei, ihre weihevolle Heimatliebe, ihren hohen rhetorischen Pomp, ihre großdeutsche Gesinnungsart. Hier giebt er sein Eigenstes und Bestes, und darum schrieb Pichler in einem Blatte einmal, man solle Gilms Büste in jedem tirolischen Schießstande aufstellen. Wie freiheitsstolz wogen die schöngebauten Rythmen daher:

Unsere Berge.

„Es ziehen die Nebel durchs blühende Thal,
Laßt ziehen das graue Gewimmel!
Die Berge leuchten im Sonnenstrahl
Und zeigen die Wege zum Himmel.
Die kriechenden Wolken ereilen uns nicht,
Wir trinken das reinste, das rosigste Licht
Auf unsern ewigen Bergen.

Es welken die Blumen des Frühlings so schnell;
Laßt unten die Blumen verwelken!
Hoch oben giebt's Primeln am sprudelnden Quell
Und Rosen und brennende Nelken.
Weicht unten der Frühling dem reifenden Halm,
Zieht er mit der klingenden Herde zur Alm
Auf unsern ewigen Bergen.

Und macht verschmähte Liebe euch krank,
Laßt liegen den Kummer im Thale!
Und steigt hinauf, wo heilender Trank
Aufschäumt in krystallener Schale;
Denn zwischen den Sternen und zwischen dem Firn
Neigt sich zum Kusse die stolzeste Stirn
Auf unsern ewigen Bergen.

Und wenn man das Lied zu Boden tritt,
So laßt es zertreten, zertreten;
Bevor der Roggen steht im Schnitt
Schickt Gott die neuen Poeten,
Zu jubeln im Wald, zu jubeln im Hag,
Und auszurufen den neuen Tag
Auf unseren ewigen Bergen." (A. I. S. 5.)

Andere Glanznummern in dem Reigen der Schützenlieder, die Gilm teils in Rovereto, wo seine Heimatliebe durch die Sehnsucht nach Nordtirol doppelt entfacht war, teils in Wien und Linz dichtete, sind das 1847 anläßlich eines Preisausschreibens entstandene, 1863 von ihm umgearbeitete „Schützenlied" (S. 25) mit dem kräftigen Appell:

„An ein Bruderherz zu fallen,
An ein großes Vaterland —
Brüder sind wir, sagt es allen,
Schreibt's an jede Felsenwand;

Mit dem Eisen eurer Pflüge,
Wo der Grund am tiefsten ist,
Grabt sie ein die alte Lüge
Von dem deutschen Bruderzwist".

(S. 26.)

Ferner „Das erste Kaiserschießen in Bregenz" (S. 19), „Schützenlied der Pusterthaler" (S. 35). — Eine große Verwandtschaft in Ton und Farbengebung mit dem Tiroler Schützenleben weisen die „Balladen" (S. 193 ff.) auf, die durchgehends zu lyrisch gehalten sind. Ich rechne dazu auch „Der alte Schütz am Pragser-See", das Gilm und Greinz den Schützenliedern einrangiert hat (S. 28). Der Herausgeber der ersten Gilm-Ausgabe sagt mit leicht erklärlicher Übertreibung von dieser Ballade: „Wer Gilms Gedicht: Der alte Schütz am Pragser-See gelesen hat, der hat Tirol gesehen, auch wenn er es nie gesehen hat." (A. I. Vorwort.) Es lautet:

„Elf schlägt die Pragser Uhr; am Brunnentroge waschen
Die Mägde, die zum Trank geführten Kühe naschen
Im hühnerreichen Hof frisch eingeführten Klee.
Es deckt die Kellnerin den Eßtisch in der Stube;
„Auch ein Gedeck für mich!" Nach Tisch führt mich der Bube
Des Badwirts an den Pragser See.

Durch Felsenstücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg; von einem Birkenaste
Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut.
Hoch steht der Himmelbrand im Bux der Heidelbeere,
Indes am Rand des Wegs mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut.

Dicht steht nun Baum an Baum, die Rabenkarawane
Ruht aus auf eines Asts weitblickender Altane,
Dazwischen liegt der See so feierabendstill,
Ein Stück vom Himmel, daß zur süßen Ruhe ladet,
Ein keusches Frauenaug', das in der Thräne badet
Und sich nicht sehen lassen will.

Kein Hauch bewegt den See, nicht eine Wellenspitze
Berührt das Traubenpaar am Strauch der Berberitze
Das übers Wasser hängt; kein Atemzug, kein Ton ...
Da fällt ein Schuß, und ringsum an die Felsenwände
Das Echo klopft, es knallt, es dröhnt, es rollt, als
stände
Im Feuer ein Bataillon.

Die Raben schreien auf und flüchten auf die Zinnen
Der Dolomite; dort der Schütz, was mag er sinnen,
Die Hände auf dem Rohr, im Auge Lust und Zorn?
Im grauen Schnurrbart liegt versteckt ein heimlich
Lachen:
„Schlafsücht'ge Donner! wie, wollt nimmer ihr er-
wachen?"
Höhnt er und greift ans Pulverhorn.

He, Landsmann! rief ich ihn, hat hier zu Lande jeder
An Pulver Überfluß für eine Rabenfeder?
Der Alte schließt die Pfann', spannt rasch den Hahn
und spricht:
„Ein alter Fuhrmann, Herr, sagt's Sprichwort, hört
gern schnalzen:
Im Stand erseh' ich's nicht, und wo die Hähne falzen,
Zum Joch hinauf, ersteig' ich's nicht."

„Gebt acht nun, wie das knallt ... so war es an der
Rienz,
Am Eisack, an der Sill, beim Klausenthor von Lienz;
Schön ist's am Scheibenstand, wenn Büchs' an Büchse
kracht,

Schön ist die Gemsenjagd, schön ist's, wenn aus dem
Haber
Das Rebhuhn steigt — ich hab's versucht — das
Schönste aber
Im Schützenleben ist die Schlacht."

Gilms gepriesenste Ballade ist „Jakob Stainer" (S. 193), ein mit Lenauscher Verve und Anschaulichkeit durchgeführtes Nachtstück aus dem menschlichen Leben. Sie lautet:

Jakob Stainer.

I.

Der Geigenmacher Stainer
Geht pfeifend durch den Wald,
Ein Meister, wie wohl keiner
Geboren wird so bald.

Er geht an hohen Buchen,
An alten Eichen stolz
Vorbei; was er zu suchen,
Wohnt nicht in jedem Holz.

Doch dort im Sonnenlichte
Von epheugrüner Wand
Schaut eine Haselfichte
Hinab ins weite Land.

Sie bückt sich hin und wieder,
Wie Gemsen auf der Wacht,
Daß ihr das knappe Mieder
Aus weißem Atlas kracht.

Der Meister klimmt geschwinde
Die steile Wand empor,
Und an des Baumes Rinde
Legt horchend er das Ohr.

Dann schlägt er mit dem Hammer
Voll Furcht und Hoffnung an,
Als hätt' er's an der Kammer
Von seinem Lieb gethan.

Und drinnen tönt's wie Klage,
Wie leises Weinen fast,
Und zitternd geht die Frage
Der Angst durch jeden Ast.

Der Meister ohn' Erbarmen
Klopft fort und horcht dabei,
Bis sich der Brust der Armen
Entreißt ein wilder Schrei.

„Die singt, wie ein vom Pfeile
Ins Herz getroffner Schwan",
Ruft er und greift zum Beile
Und fängt sein Handwerk an.

Er legt mit manchem Streiche
Den Baum ins weiche Moos
Und schält der schönen Leiche
Den weißen Körper bloß.

Und dann? Was sag' ich weiter?
Von all des Baumes Pracht
Bleibt nur ein Arm voll Scheiter
Und Streu für eine Nacht.

II.

Es geht der Tag zur Neige,
Mit einem: „Gott sei Dank!"
Springt mit der neuen Geige
Der Meister von der Bank.

Er klopft sie auf den Rücken,
Freut sich des hellen Schalls,
Liebkost mit trunknen Blicken
Den feingebognen Hals.

„Du sollst es nun berichten,
Mein jüngstes Schmerzenskind,
Ob noch in unsern Fichten
Verborgene Lieder sind.

„Und ob's an einem fehle,
Der Besseres als Gneis
Als Salz und Gold — die Seele
Tirols zu finden weiß."

Er spricht's und mit dem Bogen
Verlangt er seinen Lohn —
Doch was da kommt gezogen,
Ist mehr als Geigenton.

Das ist lebend'ge Stimme,
Die bald in Thränen schwimmt
Und bald mit wildem Grimme
Sich süße Rache nimmt.

„Wohl Marter nun um Marter,
Denn reden kann ich jetzt,
Hast du nicht selber, Harter,
Die Zung' mir eingesetzt?

„Gieb mir der Jugend Tage,
Des Waldes süßes Glück,
Das du mit einem Schlage
Zertrümmert hast, zurück.

„Wo mir durch jede Ader
Der Frühling klingend zog
Und singend das Geschwader
Der Vögel zu mir flog.

„Wo tags durch meine Krone
Ein lindes Säuseln lief,
Und nachts die Anemone
Zu meinen Füßen schlief.

„Gieb mir des Daseins Wonne,
Das Kleid, das du gelöst,
Den Leib, den vor der Sonne,
Der keuschen, du entblößt.“

„Die Seele willst du — Meister,
Die Seele, splitternackt —
Thor du! die freien Geister
Gehn nicht nach deinem Takt.“

So muß der Meister geigen,
Bis sich am Himmelsraum
Die ersten Wolken zeigen
Mit rosenrotem Saum.

Bis seine Füße wanken
Und er mit starrer Hand.
Im letzten Lichtgedanken
Die Geig' wirft an die Wand.

Die Sonn' geht auf in reiner
Und strahlenvoller Pracht,
Jedoch der arme Stainer
Liegt in des Wahnsinns Nacht.

Mit kurzen, markigen Strichen gemalt ist das Gedicht „Im Feldspitale zu Verona“ (S. 206), das Schönbach zur Aufnahme in österreichische Lesebücher empfiehlt statt der „geschmacklosen und ledernen Vaterlandspoesieen“, die die österreichische Schuljugend verdauen muß.

„Im Hospital zu Verona
Liegt in des Fiebers Brand
Ein Sohn der goldnen Bistritza
In der Rumänen Land.

Auf seinen heißen Wangen
Steht es wie Abendglühn,
Die Rosen sind am schönsten
Zur Stund', wo sie verblühn.

Er liegt allein und verlassen,
Verlassen wie ein Grab,
Und kratzt auf der wollenen Decke
Die schleichenden Stunden ab.

Da öffnet sich die Thüre,
Und eintritt in den Saal
Im knappen Waffenrocke
Ein junger General.

Es liegt ein bleicher Schatten
Auf seinem edlen Gesicht,
Und in der Sprache der Heimat
Er zu dem Sterbenden spricht.

Da weichen die Wände des Saales
Zurück, wie vom Zauber gefeit,
Und draußen stehn die Karpaten
In goldener Herrlichkeit.

Und draußen steht die Mutter,
Der Vater im weißen Pelz,
Und freudig springt Diana,
Der Jagdhund, aus dem Gehölz.

Und draußen steht Marija,
Das süße schwarzäugige Kind:
Bist wieder da, Castaki,
Ich weinte mich fast blind.

Und aufschreit der Rumäne:
O, du mein Heimatland! —
Und küßt den letzten Atem
Auf seines Kaisers Hand."

Aus Gilms „Vermischten Gedichten“ (S. 248 ff.) sei hier noch sein berühmtes Naturbild „Die Nacht“ (S. 249) hergestellt, in der sich des Dichters Farbendurst und seine träumerische Naturbeseelung manifestiert:

Die Nacht

„Aus dem Walde tritt die Nacht,
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise —
Nun giebt acht!

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und stiehlt die Garben
Weg vom Feld.

Alles nimmt sie, was nur hold;
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.

Ausgeplündert steht der Strauch —
Rücke näher! Seel' an Seele,
O, die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

Wie reizend und naturfrisch gezeichnet ist der Dreistropher:

Walderdbeeren.

Munter gleich den jungen Schwalben
Gingen wir auf Erdbeerlese,
Lilien in weißen Alben
Hielten uns die Katechese:

„Walderdbeeren müßt ihr ohne
Zucker, ohne Zimt genießen,
Nicht den Essig der Citrone,
Nicht Burgunder darin gießen.

Laßt sie in der süßen Schale
Roter Lippen halb zerdrücken,
Um sie dann zum zweitenmale
Noch mit einem Kuß zu pflücken." (S. 308.)

So liegt nun das Leben und Dichten Gilms vor uns. Sein Wollen und Thun gehörte seinem „alpengrünen" Heimatlande; für Tirol und dessen Geistesfrühling schlug sein großes, heißes Herz. Gewiß: Gilm war kein politischer Held, trotzdem er in jenen sturmbewegten Märztagen von 1848 die Muskete getragen. Und auch als Mensch war er nicht frei von Makel; wie jedem Staubgeborenen haftete eben auch ihm die Erdenschwere an, und es wäre tendenziöse Schönfärberei und Beugung geschichtlicher Facta, sein Irren und Fehlen als Mensch verschweigen oder gar in Abrede stellen zu wollen. Historische Wahrheit muß den Stift des litterarischen Porträtzeichners führen; bei aller Herzenswärme und anschauenden Phantasie darf sich der Charakterschilderer doch nie von dem Boden streng exakter Thatsachen entfernen. Aber selbst wenn man Gilms Leben mit rigorosem Maßstabe mißt, so bleibt, sofern man nur gerecht ist, des Schönen und Guten und Verdienstvollen so viel, daß ihm mit Recht ein Ehrenplatz in der Galerie der Tiroler Dichter zukommt.

Sein Heimatland zählt ihn zu den Besten seiner Söhne; segnend weilt Tirols Auge auf seinem Ruhm,

dessen grünes Lorbeerreis vermöge der ihm innewohnenden Zeugungskraft den Stürmen der Zeit, wie den Gelüsten gewisser schwarzer Seelen getrotzt hat. Sein „liebentwöhntes“ Vaterland, dessen zeitgenössische Sänger — allen voran der gedankenwuchtige und seelentiefe Adolf Pichler — in treuem Andenken an Gilm die Harfe schlagen, hat dem Sänger der „Tiroler Schützenlieder“ eine von Gröbmer gefertigte Büste gewidmet, die sein Geburtshaus schmückt; die in Goldbuchstaben prangende Inschrift: Hermann von Gilm an diesem Hause läßt den Wanderer sinnend vor dem Gebäude verweilen und den Kopf mit den ernsten Augen, dem glattrasierten Kinn und dem Kotelettenbart betrachten.

Aber die Bedeutung des Mannes, dessen Büste in einer der schönsten Straßen der tirolischen Landeshauptstadt des Wanderers Blick anzieht, greift weit über die Grenzmarken seiner engeren Heimat hinaus.

Es wird berichtet, daß Perikles in seiner Grabrede auf die im Peloponnesischen Kriege Gefallenen das schöne Wort sprach, daß die Grabstätte großer Männer die ganze Welt sei. Hermann von Gilms Grabstätte ist nicht der eng umspannte Platz auf dem städtischen Friedhofe in Innsbruck. Wie sein Saatfeld, die Poesie, der ganzen Welt gehört, so ist auch seine Grabstätte die ganze Welt, und die ganze Menschheit, denen die Poesie die Herzen weitet, schmückt sein Grab mit der von ihm so heiß geliebten Rose.

Anhang.

Nachstehend sei den Freunden der Gilmschen Muse die Novelle des Tiroler Dichters geboten, die 1870 in „Herbstblumen. Beiträge tirolischer Schriftsteller zum Besten der durch Feuerbrünste geschädigten Bewohner von San Martino und Terres-Innsbruck. Druck und Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung“*) erschien. Die Novelle ist eine Jugendarbeit Gilms, das erklärt und entschuldigt manches an ihr; dennoch ist sie seines Geistes Kind, das kennen zu lernen immerhin von Interesse ist.

---

*) Der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck sei auch an dieser Stelle Dank gesagt für die Erlaubnis, Gilms Novelle in diesem Buche abdrucken zu dürfen.

Die Bierkneipe.

Dichtung und Wahrheit.

Novelle von **Hermann Gilm.**

„Grüß euch Gott, Freunde!“ mit diesen Worten trat Eduard von St . . . , dicht in den Mantel gehüllt, den Hut tief im Gesichte, in eine Bierkneipe, wo ungeheurer Tabaksdampf, gleich dem Londoner Nebel, alles in seinen aromatischen Schleier hüllte. „Bist einmal da, Treuloser!“ brüllte etwas der menschlichen Stimme Ähnliches, und wie zwei übernatürliche Hände aus irgend einer Weihrauchwolke packte es den guten Eduard am Kopf, und ein lauter Kuß gab der ganzen Gesellschaft das Zeichen zum herzlichen Willkommen.

„Ich treulos!“ — schrie Eduard und warf den Mantel auf den nächsten Stuhl — „schaut, das Herz will mir zerspringen. Ich hatte nicht Luft genug auf der weiten Heide. Wenn ich euch die Höttinger Berge erstiege und mein glühendes Herz an die Brust der eisigen Jungfrau legte, sie würde ihren gefrorenen Schmerz ausweinen und ihre lauen Thränen ins Thal schicken,

daß es wieder grünt und blüht. — Freunde! ich habe heute vier Jahre begraben, vier wunderschöne Jahre, wie blühende Jungfrauen, mit der tötenden Poesie im Auge und der genialen Zerstörung auf der Stirne; ich bin ein Bettler — aber ich komm' und laß mich räuchern, und ich will das melancholische Bier saufen, daß ich dumm werde, will mit euch lachen und singen und schreien, aber fluchen müßt ihr können, fluchen über alle Mädchen, und ich will es trinken, bis ich der eure bin."

„Armer Teufel, dir ist's heute schlecht geworden," mit diesen Worten reichte der Nächste ihm den vollen Krug, und als er ihn bis über die Hälfte ausgeleert, schrie die ganze Gesellschaft mit einem Munde: „Erzähl' uns, Eduard, deine Leidens- und Liebesgeschichte!"

„Ja, Eduard —" sagte ein junger schöner Mann, den sie Heinrich nannten, und strich ihm die langen Haare aus der nassen Stirne — „erzähle, wir haben uns schon lange gefreut auf etwas Lustiges, vom Ball und von ihr; aber jetzt gilt's uns gleich, das Bier, Brüderchen, greift das Herz nicht an; trink', deine Luise soll leben!"

Und Eduard nahm den Krug, warf ihn weit über den Tisch, daß hundert Scherben in alle Winkel flogen, stürzte auf den Stuhl und drückte den Kopf in beide Hände. — So still und feierlich war es noch nie in der Bierkneipe; die

lustigen Brüder kannten unsern Freund als Menschen mit stürmendem Kopfe und überwallendem Herzen und krankem Körper, aber so hatten sie ihn noch nie gesehen. Jedes Auge war auf den Jüngling gerichtet, doch getraute sich keiner seinen stummen Schmerz zu stören. —

War es die Stille, die unsern Eduard aus der Verzweiflung riß, oder die Scham vor seinen Freunden oder das Bedürfnis, der kochenden Seele den heilenden Balsam der Mitteilung und des Mitgefühls zu reichen — kurz, unser Freund richtete sich auf und sprach mit gepreßter Stimme:

„Ihr wißt nicht, was ich verloren, ich hab' ihn euch nie erzählt, den wunderschönen Traum; ihr wußtet nur, daß ich träumte; was? das konntet ihr nicht ahnen, nicht fassen, nicht nachdenken — weil ihr Bier sauft.

„Ihr wißt, wie treu ich sie geliebt, wie lange schon, ehe ich vor etwa 14 Tagen dir, lieber Heinrich, ans Herz stürzte und nichts sagen konnte als: ich habe sie gesprochen.

„Ich habe ihn durchgekämpft den langen Kampf der Liebe mit den Vorurteilen dieses Lebens, ich hatte sie gebunden, die schöne Jugend auf den Opferbrandaltar des göttlichen Willens, da riß eine rosige Wolke an einem schönen Herbsttage und ein Engel rief mir: ‚Sie ist frei!'

„Da standen sie auf, die zertretenen und begrabenen Blumen, so schön, als wenn sie früher nie geblüht, und meine Muse hatte wieder ihre

Krone aus duftenden Rosen statt dem stechenden Strohkranze, den sich die arme Wahnsinnige ins Haar geflochten, — an dem Morgensonnenstrahl der Liebe zündete sie den Gedanken wieder an, sie kannte mich wieder und drückte den alten Freund an das Herz; sie reichte mir das Opiumtraumglas, und ich vergaß den stechenden Schmerz in der Seite und das brennende Rot, das mir die sterbende Mutter auf die Wange geküßt.

„Ich sprach ihr hundert Ahnungen wach, die in dem schönen, sinnenden Köpfchen wie rosengeborene Xenien aus Mund und Aug' und Wange flogen. Der größte, kühnste Gedanke wurde zum Kinde und scherzte mit der Thräne, die ins große, schwarze Auge trat, und küßte sie wieder auf, daß sie den Sammet der Wange nicht verderbe.

„Ich sagte ihr nichts von dem Weh in meinem Herzen — aber von dem Weh der Zeit, von ihrer diabolischen Poesie und ihrer genialen Litteratur, von den letzten Zuckungen des Leichnams, den sie in ihren Armen hält, und den sie nicht begraben will. Es ist der letzte Schmerz der Mutter über den schönen Sohn mit seinen Romanzen und seinen Siegen, mit seinen neuen Königen und seinen alten Priestern, mit dem englischen Geld und der deutschen Liebe. — Ich zeigte ihr die Menschen nach dem Begräbnisse, wenn sie die Trauerkleider abgelegt und wieder heiter und fröhlich sind, die freien Männer und die emanzipierten Frauen, und ihre Kinder, die

keine Väter, aber keusche Mütter haben, — Kunst und Poesie zur lebendigen That werden, und Armut und Reichtum vertilgen, und wie Menschenliebe das Völkerkapital wird, aus dem jene hohe Völkerreligion ihre Dividenden zahlt.

„Eine andere hätte gelacht, und die Gemeine sich geärgert, aber die kleine blaue klopfende Ader unter der Tüll anglaise Chemisette hatte Charlotte Stieglitzens Todesstunde und Rachels Schwärmereien nachgeklopft und lyrische Motive aus Heines Ouverture in jeden Teil des schönen Körpers hingetragen.

„Ich sagte ihr nichts von meiner Liebe, ich hätte eine üppige Natur und einen grünen Maitag gebraucht — ein blühender Baum, ein Lerchenlied, eine Erdbeere hätte mir es aus dem Herzen gerungen, aber der glühende Ofen, die gefrorenen Fensterscheiben, die vier Wände und Wickler und Pelz — der arme Eduard glüht und seine Luise friert.

„Es war gestern — Gott gestern, und ich glaubte, es seien Jahrtausende notwendig, um die Paradiese zu zerstören — als ich sie allein traf. Sie arbeitete am Ballkleide, glänzendschwarzer Merino umschloß den schönen Leib und floß dann in großen Falten nieder, das schwarze, enggelegte Haar begrenzte die heilige Stirne wie ein Baldachin, eine gewisse Schwermut war über das Mädchen ausgegossen, und wie mit Wehmut sah sie auf die grüne Schürze,

die wie der Traum einer Hoffnung vor dem dunkeln Thore der Nacht hing. Ich küßte ihr die Hand, bat sie um den Grund ihrer Trauer, steckte ihr die Blumen ins Haar, die der morgige Ball zertreten sollte. ‚Luise, Sie schmücken sich zum Tanz und sind nicht heiter, ist es eine Erinnerung, die Ihnen die Laune verdarb, die dem tanzlustigen Mädchen die gaukelnden Erwartungen erwürgte, die des Walzers auffordernden Satz zur elegischen Symphonie niederdrückten?'

„‚Es war eine Dummheit, eine Laune, es ist vorüber, sehen Sie, ich bin heiter.' Mit diesen Worten warf sie mir das Kleid zu und flog tanzend ins Nebenzimmer. Sie kehrte bald wieder und fragte mich mit ihrer weichen schönen Stimme: ‚Was halten Sie vom Walzer?' ‚Darf ich aufrichtig sprechen?' ‚Wie immer.' ‚Ein Mädchen sollte ihn nur mit dem Manne tanzen, den sie liebt, und die Frau nur mit ihrem Gatten.' ‚Dann werde ich morgen gar nicht tanzen.' ‚Lassen Sie mich aussprechen: Gewohnheit thut vieles, und die Mode legt auch der Stimme der Natur ihren eisernen Finger auf den Mund, aber die jetzige Art und Weise zu tanzen, das Mädchen in Feuer und Flammen, in den Armen des glühenden Jünglings, sein, ganz sein, in dem wirbelnden Kreise, wo alle Sinne vergehen! warum giebt man die Mädchen und Frauen in diese Feuerprobe?' ‚Sie übertreiben, man bleibt kalt, man kann kalt bleiben,

und nur der rhythmische Sinn wird befriedigt, der so sehr im menschlichen Herzen liegt.' ‚Sie haben mir eine Entschuldigung erspart, eine Erklärung, die mir sehr schwer gefallen wäre; ich habe nichts hinzuzusetzen.'

„Es war ein Moment der innigsten Seelenvereinigung, ein Blick von ihr sagte mir, wie sehr sie mich verstanden; sie wußte, daß ich sie liebe; das hatt' ich nicht erwartet. Ich zog mich tief ins Zimmer zurück; sonst wäre ich ihr zu Füßen gestürzt.

„‚Sie tanzen die erste Tour nicht,' unterbrach sie das Stillschweigen, nachdem sie die Arbeit ergriffen.

„‚Ich tanze nur die zweite, der Doktor hat mir alles Tanzen untersagt, nur einen Walzer hab' ich mir erbeten — und der gehört Ihnen.' Sie lächelte und dankte. Nun zählte sie mir ihre Tänzer auf. Sie war so lieb, so freundlich, so gütig, bis sie plötzlich ausrief: ‚Gott, was haben Sie denn da gemacht, da?' und sie zeigte mir einen Bluttropfen auf dem blühweißen Tüll. Ich lachte, sie nicht. Sie wurde blaß, und als ich um Seife und Wasser gesprungen war — fand ich sie auf dem Kanapee, das traurige Köpfchen in der kleinen weißen Hand. ‚Lassen Sie das,' sagte sie mit ihrer flüsternden und schmelzenden Stimme, ‚kommen Sie her, ich muß es sagen, muß es Ihnen sagen, aber lachen Sie, lachen Sie, lachen Sie es aus, das dumme

Mädchen, dann lach' ich vielleicht mit, und dann ist's wieder gut.' Ich setzte mich zu ihr, nahm die kleine zitternde Hand, ‚und wenn Sie mir sagen, daß ich sterben muß, ich werde lachen, und wenn ich aus Thränen lachen muß,' versicherte ich. — Sie ließ mir die Hand, und das schöne Auge auf den Boden geschlagen, erzählte sie mir, wie sie schon mehrere Nächte von einem Grabe träume, in dem ein alter, grauer Mann schaufle, wie sie den traurigen Mann und den entsetzlichen Lärm seiner Spate den ganzen Tag nicht los werde, wie sie für ihr oder das Leben ihrer Mutter gefürchtet, wie sie den unheimlichen Mann gefragt, und er geschüttelt habe, wie das alles kindisch sei, aber das schwarze, tiefe Grab in der weißen Schneenacht, und der Blutstropfen jetzt.

„‚Lachen Sie, lachen Sie!' und damit flog sie an mein Herz und kitzelte mir die Kravatte los, daß ich schreien mußte. ‚Sie reizen ja unwiderstehlich zum Lachen,' erwiderte ich, indem ich die losen Finger zu bändigen suchte. Da trat die Mutter herein, ich sagte entschuldigend, daß Fräulein Luise heute so schlimm sei, und empfahl mich bald.

„Das Mädchen hatte mit ihren Träumereien eine Saite in mir berührt, die schon manche Stunde angeschlagen, daß sie durch jede meiner Lebensfreuden leise fortvibrierte, aber der Jubelruf der Liebe und der Kling-Klang des Lebens

ließen sie nicht hören, aber so stark hatte sie noch nichts berührt; ich schlenderte die kahle, kalte Allee hinab, nahm Taschenbuch und Blei und schrieb das Gedicht; da nehmt und lest, ich habe kein Geheimnis mehr vor euch.“ Heinrich nahm das Gedicht und las:

Luisens Traum:

Du schläfst und weinst, ich bitte dich,
Was fehlt dir, liebes Täubchen!
Die schwarzen Locken wundern sich
Und schauen aus dem Häubchen,
Und wundern die sich schon so sehr —
Und ich lieb' dich doch zehnmal mehr.

Er gräbt und gräbt und schaufelt fort,
Wirft Stein und Bein herüber
Er gräbt schon lang und spricht kein Wort,
Wird trüb' und immer trüber —
Was willst du in der kalten Nacht,
Hast du dein Liebchen umgebracht?

Wo liegt, wo liegt das schöne Kind?
Wo hast du seine Leiche?
Mich friert so sehr, o mach' geschwind!
Ich zitt're und erbleiche —
Drei Ellen tief, es ist genug
Für Mädchenschmerz und Mädchenfluch.

Ich komm' nicht mehr vom Fenster weg,
Von Schnee und Grabesstätte,
O mach' geschwind, geschwind und leg'
Schön Liebchen in das Bette;
Dann bet' noch eins, und schaufle zu
Und laß der armen Seele Ruh.

Es schaut herauf und wunderbar,
Es fällt des Mondes Schimmer
Auf kahles Haupt und weißes Haar,
Der hat ein Mädchen nimmer,
Und wie der Alte zu mir schaut,
Da wird das Herz in mir so laut.

Er gräbt und gräbt und schaufelt fort,
Wirft Stein und Bein herüber,
Er gräbt schon lang und spricht kein Wort,
Wird trüb' und immer trüber. —
Mich überläuft's, ich ruf' hinab,
Für wen, für wen das tiefe Grab?

Mir wird so angst, mir wird so bang,
Ich zähle achtzehn Jahre
Und ach, der Frühling ist noch lang
Und schmückt mir Brust und Haare.
Was schüttelst du? ach, ich versteh,
Du alter Mann, du gräbst im Schnee.

Es saust und pfeift der kalte Wind;
Was soll, was kann ich geben?
Für seine Mutter giebt das Kind
Das allerschönste Leben.
Ich küß Sie noch und komm hinab
Ins kalte, blütenweiße Grab.

Was schüttelst du? was schüttelst du?
Ich kann dich nicht verstehen,
O laß das arme Kind in Ruh,
Es muß in Angst vergehen.
Geh heim ins Bett, bist schwach und alt,
Und draußen ist's so grimmig kalt.

Er gräbt und gräbt und schaufelt fort,
Wirft Stein und Bein herüber,
Er gräbt schon lang und spricht kein Wort,

Wird trüb' und immer trüber,
So hat er mich schon manche Nacht
Um Schlaf und Ruh und Traum gebracht."

Du schöne Schläf'rin, tröste dich —
Bald wirst du Ruhe haben,
Der gute Alte meinte mich,
Er hat für mich gegraben.
Dann werden deine Träume süß,
Ich schick' sie dir vom Paradies.

„Beurteilt es nicht zu streng," sagte Eduard, nachdem Heinrich geendet. „Wenn die Erde ihr ermattetes Herzblut nicht mehr zur lachenden Rose treiben kann, hinauf auf den grünen Thron, wo schwätzende Blätter um sie kosen, dann ist es die Zeitlose, die als bleicher Blutstropfen an dem alten Herzen klebt, es ist die letzte Blume — man sagt, sie habe Gift.

„Ich bin zu Ende — das Erwachen ist kurz, es ist nur ein Moment — ich flog auf den Ball, ich hatte alles vergessen, nur die jede Erinnerung übertäubende Lust im Herzen, das geliebte Mädchen in meinen Armen zu wiegen.

„Licht und Duft, die geputzten Menschen, und in einem Kreise weißer Mädchen sie — auch weiß, Orangenblüte auf Haar und Brust; ich kann sie euch nicht beschreiben die Anmut, die Grazie, die ihr lilienweißes Kleid zu Licht verklärte, und wie eine Glorie um ihre Glieder floß. — Ein junger Offizier stand flüsternd ihr zur Seite, sie hatte das Köpfchen sinnend gesenkt,

doch bald hob sie es und lächelte den ganzen offenen Himmel ihres Antlitzes in das dumme blöde Auge eines Wüstlings, während eine langsam zerrinnende Wiegung ihres Körpers eine Verneinung kokettierte, wo ihr leuchtendes Auge ja sagte.

„So bezaubernd schön hatte ich sie nie gesehen, es sammelte sich eine Schar junger Männer um sie, es war kein Zukommen. Mir ward fürchterlich zu Mute, ich wartete mit Höllenangst auf den ersten Bogenstrich, ich hatte mich an eine Säule gelehnt, es war finster in mir, um mich. Da traten unter langgezogenen, traurigen Weisen Friedensengel auf das dunkle Gewölk, und ihre Schritte gossen Rosenlicht in die schwarzen Tinten, sie gingen langsam und feierlich von Wolke zu Wolke, da brach sich die Violine siegreich lächelnd Bahn durch die melancholische Introduktion, und ein Lichtmeer stürzte von oben und machte die rosigen Wolken zu Gold, und die Engel umfingen sich und tanzten, getragen von Licht und Ton; da kam auch sie, die schönste unter allen, im Arme des Lieutenants, vorgebogen, die linke Hand auf der blauen Uniform und auf ihr halb liegend die brennende Wange, triumphierend, mit halbgeschlossenem Auge.

„Sie war so nah an mir vorübergekommen und hatte mich nicht bemerkt; freundlich war sie doch sonst gegen jedermann, gegen den

Fremden, wie gegen den Freund. In zehn Minuten bin ich der Glückliche, das war der Gedanke, an dem ich mich hinaufwand, und dann hinweg mit der Seligkeit im Herzen aus dieser Giftatmosphäre.

„‘Schau mal den Lieutenant T . . . mit deiner Luise,’ flüsterte mir Freund R . . . spottend ins Ohr und zog mich auf eine Bankerhöhung, wo ich alles übersehen konnte.

„Ich sah sie — spielend mit Mund und Aug’ und Körper, wie nur die Liebe spielt. Etwas weniger hätte mich wütend gemacht, das war zu viel, ich hatte überwunden. Der zweite Walzer begann, ich nahte mich ihr, ich konnte keinen freundlichen Zug um meinen Mund erzwingen, ich wollte lächeln und konnte nicht, ich wollte sprechen und konnte nicht. Das ist der Zustand des Scheintoten, den man in den Sarg nagelt und begräbt, und der nicht schreien kann: ich lebe.

„Die Bewegung gab mir den Atem zurück, der weiche, runde Arm zerschmolz das gefrorene Blut in meinen Adern — ich gewann die Sprache wieder. ‚Haben Sie den Tropfen herausgebracht?’ fragte ich sie beim ersten Anstehen.

„‘Bis auf ein wenig, aber der Herr Lieutenant T . . . war so galant und gab mir das Bouquet, und das deckt’s trefflich,’ entgegnete sie.

„Und neben der kleinen Orangenblüte und der blassen Monatrose und der stillen Reseda von gestern — prangte ein Blumenstrauß von Frühlingsblumen: weiße, rote, blaue Hyacinthen und gefüllte Anemonen. ‚Der Frühling, liebe Luise, wird mit seinen Blumen auch das Grab decken, trefflich decken,' das bracht' ich noch heraus; sie wollte antworten, ich sah es, etwas Höhnisches, aber ich faßte sie, ich wollte ihr eine Thräne ersparen, das wußte ich und heraus aus der Reihe flog ich mit ihr ohne Rast, bis die letzte Saite tönte.

„Mir fiel das Wasser kalt von der Stirne, ich stürzte hinaus mit der kochenden Lunge in die Schneenacht — ich fühlte nichts und wußte nichts, wo ich war, ich mag wohl lang gelaufen sein; ich bin entsetzlich müde; ein Fieber, kalt durch alle Adern, brachte mich zur Besinnung; ich hatte weit zu euch — — — aber mir wird schlecht . . ."

„Gott," sagte Heinrich, und hielt den Zurücksinkenden, „du siehst so blaß."

„Ja, mir wird schlecht — sehr schlecht;" das war das letzte Wort Eduards in der Kneipe. Es tagte im Osten, als ihn die Freunde nach Hause trugen.

Sechs Wochen später — es war der erste schöne Frühlingstag — trugen sie seine Leiche zu Grabe.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

65

Ernst, Adolf Wilhelm,

Hermann von Gilm Beiträge zu seinem Werden und Wirken ; mit e. Anh. enthaltend Gilms Novelle 'Die Bierkneipe'

Leipzig 1898